



universität  
wien

# Diplomarbeit

Titel der Arbeit

## Ergativität bei Peter Handke

Eine stilistische Analyse ausgewählter Konstruktionen aus Peter Handkes Aufzeichnungen *Gestern unterwegs* zur Darstellung einer ästhetischen Ergativität

Verfasserin:

Lea Ziegler

Angestrebter akademischer Grad  
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Juli 2012

Studienkennzahl: A332

Studienrichtung: Deutsche Philologie

Betreuer: Univ. Prof. Dr. Richard Schrodtt



## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	5
2	Konventionelle Verwendung grammatischer Kategorien.....	9
2.1	Subjekt, Objekt und Prädikat in der traditionellen Grammatik .....	9
2.1.1	Das Subjekt .....	9
2.1.2	Prädikat und Verb .....	9
2.1.3	Das Objekt .....	10
3	Grammatische Ergativität – Ein Überblick.....	11
3.1	Ergativität – Akkusativität .....	11
3.1.1	Morphologische Ergativität .....	12
3.1.2	Syntaktische Ergativität .....	13
3.2	Ergativität im Deutschen.....	15
3.2.1	Dativus Auctoris als Ergativ .....	15
3.2.2	Andere Fälle von Ergativität im Deutschen.....	16
3.3	Die semantischen Gemeinsamkeiten von S und O .....	17
3.4	Intransitive Verben – „ergative Verben“?.....	17
3.5	Kritik .....	18
3.6	Fazit.....	19
4	Ästhetische Ergativität: Bedeutung – Anwendung – Hypothese.....	20
5	Traditionelle grammatische Kategorien als eine mögliche Perspektive auf die Wirklichkeit – Kritik am konventionellen Gebrauch dieser Begriffe und an der dadurch entstehenden Wirklichkeitssicht.....	20
6	Direkte Kritik Handkes an konventioneller Sprachverwendung .....	24
7	<i>Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990</i> .....	27
7.1	Kategorienbildung der ästhetisch ergativischen Konstruktionen .....	28
7.2	Häufigkeit und Auswahl der kategorisierten Konstruktionen aus <i>Gestern unterwegs</i> .....	29
8	Prädikatlose Konstruktionen und Infinitivkonstruktionen im Vergleich.....	31
8.1	Prädikatlose Konstruktionen .....	32
8.1.1	Prädikatlose Konstruktionen als Bildbeschreibung ohne Bewegung .....	32
8.1.2	Prädikatlose Konstruktionen als bildliche Vorgangsbeschreibung .....	35
8.1.3	Prädikatlose Konstruktionen als Index für nachfolgende narrative Passage .....	37
8.2	Infinitivkonstruktionen .....	46
8.3	Überschneidung beider Kategorien.....	57
8.3.1	Gegenüberstellung der Kategorien .....	58
8.3.2	Die Indexfunktion zur Unterscheidung der erzählten Welt und (bloßer) Proposition .....	61
9	Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt.....	62
9.1	Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt im Akkusativ .....	64
9.2	Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt im Dativ.....	69
10	Ästhetische Ergativität als funktionelle Variante des (stil.) Passivs.....	75
11	Schlussbetrachtung .....	80
12	Zusammenfassung .....	82

13	Literaturverzeichnis .....	84
14	Lebenslauf.....	86

## 1 Einleitung

In seinem Buch *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990* verwendet Peter Handke die Sprache oft auf unkonventionelle Weise. So enthält dieses Werk auffällig viele Konstruktionen, in welchen bestimmte Satzglieder, beispielsweise das Prädikat, nicht vorhanden sind. Andere Konstruktionen fallen deswegen auf, da ihre Subjekte leblos sind und die eigentlichen Handlungsträger die passive Rolle übernehmen. Diese stilistischen Phänomene benenne ich mit dem Terminus „ästhetische Ergativität“, ohne dabei jedoch von „Ergativität“ im grammatischen Sinne auszugehen. Vielmehr greife ich Funktionsweisen ergativer Strukturen heraus und beschreibe sie als stilistisches Mittel bestimmter Konstruktionen.

Unter grammatischer Ergativität versteht man im Wesentlichen die Gleichbehandlung des Subjekts eines intransitiven Satzes mit dem Objekt eines transitiven Satzes.<sup>1</sup> Dementsprechend benennt ästhetische Ergativität den unkonventionellen, oft spielerischen Umgang mit Agens und Patiens, das Offenlassen der Verbkongruenz zu Objekt und Subjekt oder die Verwendung eines anderen Kasus als des Nominativs für Agens bzw. Subjekt. Demnach ist das Ziel meiner Arbeit darzustellen, inwiefern Phänomene aus dem Bereich der ästhetischen Ergativität mit poetischen Wirkungen zusammenhängen. Dabei zeige ich auf, in welcher Weise bzw. mit welchen Mitteln Handke in seinen Reiseaufzeichnungen festgeschriebene grammatische Konventionen zu umgehen versucht, um die wiederum damit verbundene Vorstellung der Begriffe von Täter, Subjekt und Agens in Frage zu stellen. Außerdem analysiere ich in meiner Arbeit, mit welchen Mitteln Handke den Leser davon abhält, den Text vorschnell zu interpretieren. Der Autor präsentiert dem Leser dabei unvollständige Sprechakte, durch welche diesem ein automatisiertes Verarbeiten verwehrt bleibt. Weiters zeige ich, wie Handkes unkonventionelle Verwendung von Agens und Patiens den Leser dazu drängt, neue Blickwinkel auf die Sprache und die Realität zu entwickeln.

In diesem Zusammenhang zeigen sich die grammatischen Kategorien Subjekt, Objekt und Prädikat als Grundlage meiner Analyse und als Voraussetzung für das Verständnis von grammatischer Ergativität. Nach einer entsprechenden Darstellung der genannten Kategorien im 2. Kapitel erfolgt in Kapitel 3 eine ausführliche Erläuterung der grammatischen Ergativität. Diese Erklärung erfolgt sowohl anhand eines Beispiels aus einer

---

<sup>1</sup> Dixon, R.M.W. (1994): Ergativity. Cambridge. S. 6 f.

Ergativsprache als auch in Bezug auf das Deutsche. Im Zuge dessen werden Akkusativität und Ergativität einander gegenübergestellt, was schließlich in einer Beschreibung von syntaktischer und morphologischer Ergativität mündet. Anschließend erläutere ich in Kapitel 4 den Begriff ästhetische Ergativität. Dabei geht es einerseits um die Infragestellung der feststehenden Kategorien von Subjekt und Objekt und derer zugeschriebenen Kasusrollen, andererseits aber um das Wirken einer elementaren Kraft oder Instanz im Falle einer prädikatlosen oder unpersönlichen Konstruktion. So kann beispielsweise durch eine prädikatlose Konstruktion ein Geschehen ausgedrückt werden, ohne dass dabei ein Handlungsträger festgelegt werden muss bzw. ohne dass dabei ein solcher vorhanden sein muss. Ebenso kann durch unpersönliche Konstruktionen – wie beispielsweise „Es regnet“ –, einerseits der Fokus auf ein Geschehen an sich gelegt werden, andererseits wird dabei von einer elementaren Kraft ausgegangen, welche das Geschehen verursacht.

Da es mir bei der Analyse der Konstruktionen auch darum geht, aufzuzeigen, auf welche Weise Handke gewohnte sprachliche Muster durch die Anwendung von ästhetischer Ergativität durchbricht und somit neue Blickwinkel auf die Sprache eröffnet, ist auch der Zusammenhang zwischen Kategorien der traditionellen Grammatik und der dadurch entstehenden Wirklichkeitswahrnehmung von Bedeutung. Dieser Zusammenhang wird in Kapitel 5 erläutert und baut ebenfalls auf der Darstellung der Kategorien der traditionellen Grammatik auf, die in Kapitel 2 gegeben wird. Darüber hinaus enthält Kapitel 5 eine Kritik, welche die Realitätsnähe der Repräsentation von Wirklichkeit durch Kategorien der traditionellen Grammatik in Frage stellt. Auch Handke selbst hat sich mehr als einmal kritisch gegenüber der Sprachverwendung in Literatur und Kommunikation geäußert, was sich auf einige Textstellen von *Gestern unterwegs* direkt anwenden lässt. Infolgedessen werden im 6. Kapitel einige Aussagen Handkes dahingehend analysiert. Bevor ich schließlich die ästhetische Ergativität anhand bestimmter Konstruktionen aufzeige, gebe ich in Kapitel 7 einen kurzen Überblick über den Aufbau und die inhaltlichen Besonderheiten von *Gestern unterwegs*. Das Buch, welches aus allein stehenden Textabsätzen unterschiedlicher Länge besteht, stellt eine Art Reisetagebuch dar. Darin finden sich einerseits bildhafte Situationsbeschreibungen, andererseits auch Meinungs- und Gefühlsdarstellungen.

Da sich die ästhetische Ergativität durch verschiedenartige Konstruktionen ausdrückt und nicht jeder Absatz eine solche Konstruktion enthält, zeige ich in Kapitel 8 die Häufigkeit der Konstruktionen auf und stelle meine Kategorisierung vor. Ich gehe dabei von

drei Hauptgruppen aus, die teilweise in weitere Untergruppen unterteilt sind. Die drei Hauptgruppen sind 1) die prädikatlosen Konstruktionen, 2) die Infinitivkonstruktionen und 3) diejenigen Konstruktionen, bei denen das empfindende resp. handelnde Subjekt patiensartig auftritt. Dies drückt sich sprachlich einerseits durch die häufige Verwendung des freien Dativs, andererseits aber auch durch Konstruktionen aus, bei welchen das direkte Akkusativobjekt als empfindendes Subjekt dient. Ein Beispiel ist die Konstruktion „Die Romantik ist *mir* mehr als nur Mittelalter [...]“ (A. 399. S. 87). Dieses Beispiel dient hier lediglich zur vorläufigen Darstellung des sprachlichen Phänomens und wird deshalb vom Kontext losgelöst und ohne nähere Erklärung aufgeführt. Die im Haupttext stehenden Konstruktionen bzw. Absätze aus *Gestern unterwegs* zitiere ich stets in der Art des oben erwähnten Beispiels. Da die Textabsätze, aus denen die Aufzeichnungen bestehen, in ihrer Länge variieren, nenne ich dabei an erster Stelle die jeweilige Absatzzahl. Weiters ist es präziser und transparenter, bei der Darstellung der jeweiligen Häufigkeit, in der die Konstruktionen in den Aufzeichnungen vorkommen, von einer Absatzgliederung auszugehen. Entsprechend stelle ich in Kapitel 7.2 dar, wie häufig und gleichmäßig die verschiedenen Konstruktionen im untersuchten Text in Bezug auf den Gesamttext vorkommen.

Anschließend erfolgt in den Kapiteln 8 und 9 eine Analyse ausgewählter Konstruktionen der verschiedenen Kategorien, anhand derer ich die Wirkungsweise ästhetischer Ergativität beschreibe. Ich gehe dabei zuerst auf 1) die prädikatlosen Konstruktionen ein, die ich überdies in drei Unterkategorien 1a)-1c) gegliedert habe. Die erste Unterkategorie bilden die 1a) prädikatlosen Bildbeschreibungen ohne Bewegung, von welchen ich zwei Konstruktionen ausführlich analysiere. Als eine weitere Unterkategorie 1b) untersuche ich anschließend zwei prädikatlose Konstruktionen, die eine bildliche Vorgangsbeschreibung darstellen. Der letzten Unterkategorie der prädikatlosen Konstruktionen 1c) habe ich all diejenigen Konstruktionen zugeordnet, die sich nicht in die ersten beiden Unterkategorien 1a) und 1b) einordnen lassen. Aus dieser dritten Unterkategorie 1c) habe ich zwei Konstruktionen dahingehend untersucht, ob sie als sinngebende Hauptkonstruktionen für die ihnen folgenden Absätze fungieren können. Dafür werden sowohl die jeweiligen prädikatlosen Konstruktionen als auch die ihnen folgenden Absätze inhaltlich analysiert. Wird nun eine bestimmte Thematik, die schon in der jeweiligen prädikatlosen Hauptkonstruktion vorkommt, in den folgenden Absätzen wieder aufgegriffen bzw. weitergeführt, so spreche ich von einer Indexfunktion dieser Hauptkonstruktionen gegenüber den ihnen folgenden Absätzen.

Die zweite Hauptkategorie 2) bilden die Infinitivkonstruktionen, deren sprachliche Besonderheiten zunächst anhand eines vom Kontext losgelösten Beispiels beschrieben werden. Es folgt eine ausführliche Analyse zweier Konstruktionen und der ihnen folgenden Absätzen. Auf diese Weise stelle ich dar, dass die Infinitivkonstruktionen ebenfalls eine Indexfunktion für die ihnen folgenden Absätze besitzen, sie also als eine sinngebende „Überschrift“ fungieren.

Bei der Gegenüberstellung von 1) der prädikatlosen Konstruktionen und 2) der Infinitivkonstruktionen zeigt sich, dass sich dabei sowohl gewisse antithetische Tendenzen als auch Gemeinsamkeiten ergeben. So zeige ich, dass die in 1a) und 1b) beschriebenen, bildhaften prädikatlosen Konstruktionen auf die erzählte Außenwelt verweisen, während in 2) die Infinitivkonstruktionen einen Verweis auf die Innenwelt des Erzählers darstellen. Eine Gemeinsamkeit hingegen ist, dass die Konstruktionen beider Kategorien durch das Nichtvorhandensein eines „Satzgliedes“<sup>2</sup> Leerstellen eröffnen, die der Leser selbstständig ergänzen muss, um zu einer umfassenden Vorstellung zu gelangen. Dementsprechend erläutere ich in Kapitel 8.3 sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Gegensätze dieser beiden Kategorien. Im Anschluss folgt ein Kapitel, welches sich mit der Indexfunktion der Konstruktionen beider Kategorien beschäftigt. In diesem stelle ich die These auf, dass die Indexfunktionen dazu dient, eine Äußerung, die die erzählte Welt betrifft, von einer solchen, die eine bloße Proposition darstellt, zu unterscheiden. Der Ausdruck Proposition wird dabei als eine Aussage verstanden, die in sich keinerlei Bezug zu ihrer Äußerungssituation hat.

Die dritte Hauptkategorie 3) bilden diejenigen Konstruktionen, deren empfindendes oder handelndes Subjekt mit dem Akkusativ oder dem Dativ markiert ist. Dabei werden die Akkusativkonstruktionen der Unterkategorie 3a), die Dativkonstruktionen der Unterkategorie 3b) zugeordnet. In Kapitel 9 werden sowohl die Akkusativ- als auch die Dativkonstruktionen anhand verschiedener Beispiele auf ihre formalen und inhaltlichen Besonderheiten hin untersucht und somit eine weitere Form und Wirkung der ästhetischen Ergativität dargestellt. Zudem zeige ich anhand der letzten beiden Absätze der Aufzeichnungen von *Gestern unterwegs* eine Überschneidung von Inhalten auf, die in einzelnen der analysierten Konstruktionen vorkommen.

In Kapitel 10 stelle ich eine These auf, nach welcher die ästhetisch ergativischen Konstruktionen als eine Variante des stilistischen Passivs gedeutet werden können.

---

<sup>2</sup> „Satzglied“ steht hier in Anführungszeichen, da die untersuchten Konstruktionen im Allgemeinen keine vollständigen Sätze darstellen.



## **2 Konventionelle Verwendung grammatischer Kategorien**

Zu Beginn gebe ich einen kurzen Überblick über die feststehenden Funktionen von Kategorien der traditionellen Grammatik, da diese sowohl Voraussetzung für das Verständnis von Ergativität im Allgemeinen, als auch für die Ausführungen über die ästhetische Ergativität im Besonderen darstellen. Der Überblick erfolgt in Bezug auf Judes „Deutsche Grammatik“, indem die für diese Arbeit relevanten Funktionen der betreffenden grammatischen Einheiten dargestellt und beschrieben werden.

### **2.1 Subjekt, Objekt und Prädikat in der traditionellen Grammatik**

Ziel der folgenden Ausführungen ist es nicht, die hier behandelten Begriffe vollständig zu charakterisieren und zu beschreiben. Es geht vielmehr darum, diejenigen Eigenschaften herauszuarbeiten, die für die Untersuchungen dieser Arbeit relevant und für ihr Verständnis vorauszusetzen sind.

#### **2.1.1 Das Subjekt**

Das Subjekt, welches stets mit dem Nominativ markiert ist, kann durch ein Substantiv, ein substantivisches Pronomen, einen Infinitiv, eine Infinitivgruppe oder einen Gliedsatz ausgedrückt sein. Dabei stellt das Pronomen an der Subjektstelle nicht immer den Stellvertreter einer bestimmten Person oder Sache dar. Die Indefinita *es*, *dies*, *das* ect. können ebenfalls den unbestimmten Begriff eines Gegenstandes ausdrücken, welcher vorher oder erst anschließend genannt oder näher bestimmt wird. Wird das Subjekt durch ein Substantiv ausgedrückt, steht es zuweilen nach dem Prädikat und wird dann am Satzanfang formal durch das inhaltslose *es* vertreten. Dieses *es* wird auch bei unpersönlichen Verben gebraucht und ist in beiden Fällen entweder Subjektersatz oder Vorläufer des Subjekts.<sup>3</sup>

#### **2.1.2 Prädikat und Verb**

Das Prädikat ist dem Subjekt weder neben- noch untergeordnet, sondern steht zu ihm im Verhältnis der Kongruenz, welche durch das finite Verb erzeugt wird und sich auf Per-

---

<sup>3</sup> Jude, Wilhelm K. (1963): Deutsche Grammatik. 11. Auflage. Braunschweig. S. 218.

son und Numerus, teilweise auch auf Genus und Kasus bezieht.<sup>4</sup>

Das Prädikat kann ein Vollverb – ein verbales Prädikat – oder ein teilverbales Prädikat sein. Vollverbale Prädikate werden durch absolute Verben, zu welchen auch reflexive und unpersönliche Verben zählen, ausgedrückt. Teilverbale Prädikate hingegen sind finite Formen von *sein*, *bleiben*, *werden*, *(er)scheinen*, *sich dünken*, *heißen*, welche zusammen mit einem nichtverbalen Aussagewort – dem Prädikativum – stehen.<sup>5</sup>

Begibt man sich auf die Ebene der Wortarten, so ist die Unterscheidung von transitiven und intransitiven Verben für diese Arbeit von Bedeutung: Diejenigen Verben, welche den Akkusativ regieren können, stellen transitive Verben dar, die übrigen werden als intransitiv bezeichnet. Anstelle des Akkusativs kann auch ein Infinitiv mit oder (selten) ohne *zu*, eine Infinitivgruppe oder ein abhängiger Satz stehen, auf dessen Inhalt im Hauptsatz meist mit *es* (Akk.) hingewiesen wird.<sup>6</sup>

### 2.1.3 Das Objekt

Das Objekt stellt eine nähere Bestimmung sowohl zum Prädikat als auch zu einem Infinitiv, Partizip oder Adjektiv dar. Dabei kann das Objekt sowohl abhängig sein von einem Verb oder Adjektiv im Prädikat als auch von einem Infinitiv, Partizip oder Adjektiv, wobei sich entweder durch den Kasus des Objekts oder durch den Kasus der Präposition diese Abhängigkeit ausdrückt. Folglich unterscheidet man zwischen Akkusativobjekt, Genitivobjekt, Dativobjekt und präpositionalem Objekt. Ausgedrückt werden Objekte durch Substantive, Pronomen oder Gliedsätze, wobei für ein Akkusativ-, Genitiv- oder präpositionales Objekt ein Infinitiv mit *zu* stehen kann.

Das Akkusativobjekt bezeichnet im Wesentlichen denjenigen Gegenstand (die Person oder Sache), welcher durch die Handlung des Subjekts betroffen wird. Das Dativobjekt bezieht sich meist auf eine Person, seltener auf eine Sache, welcher sich die Handlung zuwendet. Genitivobjekte bezeichnen denjenigen Gegenstand, welcher von einem Geschehen berührt wird, es veranlasst oder daran teilhat. Das präpositionale Objekt weist in seiner Anwendung eine gewisse Nähe zu adverbialen Bestimmungen auf. Insbesondere bei denen des Grundes und der Art; die Präposition drückt dabei bestimmte Lage- und Richtungsbeziehungen aus.<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> Jude, Wilhelm K. (1963): S. 224.

<sup>5</sup> Jude, Wilhelm K. (1963): S. 220 ff.

<sup>6</sup> Jude, Wilhelm K. (1963): S. 96.

<sup>7</sup> Jude, Wilhelm K. (1963): S. 239 f.

### 3 Grammatische Ergativität – Ein Überblick

Im Folgenden wird die Funktionsweise von Ergativsprachen im Vergleich zu Akkusativsprachen erläutert, was, bis auf eine Ausnahme, anhand von ins Deutsche übertragenen Beispielen geschieht. Der Vollständigkeit wegen wird zudem kurz auf die verschiedenen Arten von grammatischer Ergativität eingegangen und schließlich ihr lange Zeit umstrittenes Vorkommen in der deutschen Sprache dargestellt. Mit dieser ausführlichen Erklärung der grammatischen Ergativität, soll ein vollkommenes Verständnis der ästhetischen Ergativität gewährleistet werden.

#### 3.1 Ergativität – Akkusativität

Eine Akkusativsprache wie das Deutsche zeichnet sich, im Unterschied zu einer Ergativsprache, vor allem durch die Gleichbehandlung des Subjekts in transitiven und intransitiven Konstruktionen aus. Da in Ergativsprachen weder diese Gleichbehandlung noch der selbe Umgang mit den Kategorien Subjekt und Objekt gegeben ist, ergibt sich nach Dixon folgende Dreiteilung:

**S – Subjekt eines intransitiven Satzes**

**A – Subjekt eines transitiven Satzes**

**O – Objekt eines transitiven Satzes**

So werden in Ergativsystemen in der Regel S und O, in Akkusativsystemen S und A mit dem selben Kasus markiert.<sup>8</sup> Hierzu ein leicht abgewandeltes Beispiel von Diedrichsen zur Darstellung der Funktionsweise von Akkusativsystemen:

1. a) Die Frau (NOM) liest ein Buch (AKK).  
b) Die Frau (NOM) liest.
2. a) Du (NOM) schwimmst.  
b) Ich (NOM) rufe dich (AKK).<sup>9</sup>

In Bsp. 1 ist die NP *Die Frau* sowohl in der transitiven (a) als auch in der intransitiven Konstruktion (b) mit dem Nominativ-Kasus markiert. Die NP ist also in beiden Fällen

---

<sup>8</sup> Dixon, R.M.W. (1994): S. 6 f.

<sup>9</sup> Diedrichsen, Elke (2004): Ergativität und Diskurs. In: Kriterium. Arbeiten zur Sprachtheorie und Kommunikationspraxis. Hrsg. von: Prof. Dr. Frank Liedtke. Berlin. S. 1.

das Subjekt des Satzes. In Bsp. 2 a) ist das Personalpronomen *Du* Subjekt der intransitiven Konstruktion und ist mit dem Nominativ-Kasus markiert. In Bsp. 2 b) ist *Ich* Subjekt der transitiven Konstruktion und ist, wie das Subjekt in Bsp. 2 a), mit dem Nominativ markiert. *Dich* ist das direkte Objekt dieser transitiven Konstruktion und steht somit im Akkusativ.<sup>10</sup>

Ein Beispiel aus dem Dyirbal, einer nordaustralischen Sprache, soll nun die Gleichbehandlung von O und S in Ergativsystemen aufzeigen:

### 1. Intransitiver Satz:

ɲuma      banaga – n u

Vater + ABS zurückkommen – NONFUT

Vater (ABS) kam zurück

### 2. Transitiver Satz:

yabu      ɲuma – ɲgu bura – n

Mutter + ABS Vater + **ERG** sehen – NONFUT

Vater (ERG) sah Mutter (ABS)<sup>11</sup>

Im intransitiven Satz 1 steht *Vater* (S) im Absolutiv. Im transitiven Satz 2 hingegen steht *Vater* (A) im Ergativ. *Mutter* (O) steht, wie *Vater* in der intransitiven Konstruktion, im Absolutiv.<sup>12</sup> S und O werden in Ergativkonstruktionen somit beide mit dem Absolutiv-Kasus markiert, A hingegen mit dem Ergativ-Kasus. Aus Sicht einer Akkusativsprache stellt sich die Frage, welche Konstituente in Satz 2 nun das „Subjekt“ darstellt, steht das „Objekt“ der transitiven Konstruktion doch im selben Kasus wie das „Subjekt“ der intransitiven Konstruktion.<sup>13</sup> Die in Akkusativsprachen gebräuchlichen Kategorien „Subjekt“ und „Objekt“ sind für die Beschreibung einer Ergativsprache also nicht ausreichend bzw. lassen sich nicht auf das System einer Ergativkonstruktion übertragen.

### 3.1.1 Morphologische Ergativität

Unter morphologischer Ergativität bzw. Akkusativität versteht man die Art und Weise der morphologischen Kennzeichnung der Konstituenten eines Satzes. Dabei gibt es verschiedene Möglichkeiten, die Konstituenten zu markieren: Kasusmarkierung, Markierung durch Verbkongruenz, Wortstellung, Partikel oder Adpositionen. Die hier wichtige

---

<sup>10</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 1.

<sup>11</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 1.

<sup>12</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 1.

<sup>13</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 2.

Unterscheidung zwischen morphologischer Ergativität und Akkusativität ergibt sich jedoch letzten Endes dadurch, dass in Ergativsystemen die S- und O-Argumente morphologisch gleich behandelt werden, wohingegen das A-Argument eine gesonderte Markierung erhält.

In Akkusativsystemen wiederum fällt den Argumenten der S- und A-Relation die gleiche Behandlung zuteil, während das O-Argument auf eine andere Art markiert wird. Somit sind die Systeme jeweils nach dem Kasus benannt, mit dem die gesondert behandelte Konstituente benannt wird – in Ergativsystemen ist es also das A-Argument, das mit dem Ergativ-Kasus markiert wird, im Akkusativsystem das O-Argument, das mit dem Akkusativ-Kasus markiert wird.<sup>14</sup>

### 3.1.2 Syntaktische Ergativität

„Unter syntaktischer Ergativität versteht man das Vorhandensein einer detransivierenden syntaktischen Operation, die ‚Antipassiv‘ genannt wird.“ (Diedrichsen 2004: 50)  
In Akkusativsprachen dient das Passiv dazu, aus einem transitiven Satz einen intransitiven Satz zu bilden. Das O-Argument wird dabei zum S-Argument, während das A-Argument einen obliquen Kasus erhält bzw. getilgt wird.

In den meisten Sprachen bestehen syntaktische Beschränkungen bei der Kombination von Sätzen. Ob bei einer Kombination ein koreferenzielles Element getilgt werden kann, wird durch diese syntaktischen Beschränkungen festgelegt. In der Deutschen Sprache muss das Element in beiden Sätzen in S- oder A-Relation stehen, um getilgt werden zu können. Im Dyirbal muss das Element dafür in beiden Sätzen in S- oder O-Relation stehen. Diese syntaktischen Beschränkungen bezeichnet man auch als Pivotbeschränkungen. Um die Pivotbedingungen einer Sprache bei der Kombination von Sätzen zu erfüllen, werden Passivkonstruktionen verwendet.

1. Paul (S) ist gestern in Köln gewesen. Dort hat ein Auto (A) Paul (O) überfahren.
2. Paul (S) ist gestern in Köln gewesen und (S) wurde dort von einem Auto (obl) überfahren.

---

<sup>14</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 3 f.

3. Paul (S) ist gestern in Köln gewesen und (S) dort überfahren worden.<sup>15</sup>

*Paul* bleibt im Passiv-Satz also als Topik erhalten.

Die Passivoperation bietet somit die Möglichkeit, zu Grunde liegende direkte Objekte zu tilgen und somit die S/A–Pivotbeschränkung zu umgehen. Auch gewisse semantische Effekte können durch Passivierung erreicht werden, wie z.B. die Unterdrückung oder spezielle Positionierung des A-Referenten.<sup>16</sup>

Ähnliche Resultate lassen sich auch mit dem Anti-Passiv erzielen. Der Unterschied besteht vor allem erneut in den anderen Pivotbedingungen von Ergativsystemen. So wird bei einer Anti-Passiv-Konstruktion das A-Argument des zu Grunde liegenden transitiven Satzes zu S, während O einen obliquen Kasus erhält oder getilgt wird. Die Satzkombination mit koreferenzieller Tilgung funktioniert hier also mit einem S/O-Pivot. Dadurch kann eine koreferenzielle A-NP in S-Relation gebracht und somit die Pivotbedingungen erfüllt werden.<sup>17</sup>

1. Vater (S) kam zurück und Mutter (A) sah ihn.
2. Vater (Abs) zurückkommen Mutter (Erg) sehen\*
3. Vater (S) kam zurück, und er (A) sah Mutter (O)\*
4. Vater-**ABS** zurückkommen-**NONFUT** sehen-**ANTIPASSNONFUT** Mutter-**DAT**<sup>18</sup>

In Bsp. 2 steht *Vater* im Absolutiv und *Mutter* im Ergativ. Wegen des S/O-Pivots in der Ergativkonstruktion kann das Objekt *ihn*, das in einer Akkusativkonstruktion wie in Bsp. 1 obligatorisch ist, getilgt werden. Denn *Vater* dient in dieser Konstruktion als S und O. Zudem kann *Mutter* nur die sein, die sieht, da sie ja im Ergativ steht und somit zum transitiven Teil des Satzes gehört, also aus der Sicht einer Akkusativsprache das S realisiert. Wenn nun aber wie in Bsp. 3 ausgedrückt werden soll, dass *Vater Mutter* sieht, *Vater* im Teilsatz also in A-Relation erscheint, so kann diese NP nicht getilgt werden. Denn S wird in der Ergativkonstruktion durch einen anderen Kasus realisiert als A. Um

<sup>15</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 56 f.

<sup>16</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 56 f.

<sup>17</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 56 f.

<sup>18</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 58.

dennoch die koreferenzielle Tilgung zu ermöglichen und gleichzeitig dem S/O-Pivot zu entsprechen, kann nun wie in Bsp. 4 durch die Antipassiv-Operation die A-NP in S-Relation gebracht werden.<sup>19</sup>

### 3.2 Ergativität im Deutschen

Es bestehen verschiedene Ansichten darüber, ob gewisse Phänomene, die in Akkusativsprachen bzw. im Deutschen vorkommen, als ergativisch zu bewerten bzw. zu benennen sind. Meist werden diejenigen Konstruktionen als ergativisch angesehen, in denen eine Gleichbehandlung von S und O entweder im syntaktischen oder im morphologischen Sinne auffindbar ist.<sup>20</sup> Wenn also in einem Satz das Objekt die Rolle des Agens übernimmt resp. kein Agens vorhanden ist, könnte dieser als Ergativkonstruktion bewertet werden.

Grewendorf weist bezüglich dieser Frage darauf hin, dass kaum eine Sprache in ihrer syntaktischen Gestaltung, sei sie nun größtenteils akkusativisch oder ergativisch, durchweg einheitlich sei. Somit sei es auch nicht erstaunlich, wenn sogar eine eindeutig akkusativische Sprache ergativische Konstruktionen aufweise.<sup>21</sup> Die aktuellen Sichtweisen, u.a. Diedrichsens, sprechen sich allerdings gegen eine solche Benennung aus.

#### 3.2.1 Dativus Auctoris als Ergativ

Eine Konstruktion, die vor allem von Wegener als ergativisch bewertet wird, ist die des „Dativus Auctoris“. Die Begründung erfolgt sowohl auf syntaktischem als auch auf morphologischem Wege, wie z.B. der Gleichbehandlung des S- und O-Arguments durch Kasusmarkierung und Verbkongruenz

1. a) Der Krug ist zerbrochen.  
b) Der Richter hat den Krug zerbrochen.

---

<sup>19</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 58 f.

<sup>20</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 70 f.

<sup>21</sup> Grewendorf, Günther (1986): Ergativität im Deutschen. Kap. 1 und 2. Vorlesung WS 1986/87. Johann Wolfgang Goethe-Universität. Institut für Deutsche Sprache und Literatur II. S. 1 f.

2. a) Der Krug ist zerbrochen.
- b) Dem Richter ist der Krug zerbrochen.<sup>22</sup>

Laut Wegener handelt es sich bei den Sätzen in Bsp. 1 um Akkusativkonstruktionen, da sowohl das intransitive als auch das transitive Subjekt im Nominativ-Kasus stehen. Bei den Sätzen in Bsp. 2 dagegen soll eine ergativische Konstruktion vorliegen. Denn *Der Krug* ist in a) und b) mit dem Nominativ markiert, wohingegen *Dem Richter* in einem anderen Kasus steht. *Dem Richter* stellt hier einen (unabsichtlichen) „Verursacher einer Handlung“ da und wird im Deutschen deswegen als „Dativus Auctoris“ bezeichnet. Aus diesem Grund liegt für Wegener hier eine morphologische Ergativität vor. Aber auch syntaktischen Kriterien zufolge geht sie bei Bsp. 2 b) von einer ergativischen Konstruktion aus. So kongruiere das Verb, genau wie im intransitiven Satz in Bsp. 2 a), mit der NP *Der Krug*.<sup>23</sup>

Diedrichsen kritisiert diese Annahme mit der Begründung, dass es sich in Bsp. 2 b) nicht um einen transitiven Satz handle und eine Ergativität somit gänzlich ausgeschlossen sei. Außerdem spricht sie sich für die Beibehaltung des Terminus „Dativus Auctoris“ aus, da dieser das in Bsp. 2 a) vorkommende Phänomen ausreichend benenne und es somit keiner Umbenennung bedürfe. Der Terminus „Ergativ“ sei zudem an dieser Stelle vollkommen irreführend, kodiere er doch denjenigen Partizipanten, der zum Gelingen einer Handlung hauptsächlich beitrage, was sich semantisch sehr von der Rolle des „Dativus Auctoris“ unterscheide.<sup>24</sup>

### 3.2.2 Andere Fälle von Ergativität im Deutschen

Eine Ergativkonstruktion ist also vor allem daran erkennbar, dass das Subjekt eines intransitiven Satzes S mit demselben Kasus markiert wird wie das direkte Objekt O in einem transitiven Satz.

1. Mich friert.
2. Es gab einen Mann.

---

<sup>22</sup> Wegener, Heide (1985): Ergativkonstruktionen im Deutschen. In: Kürschner, W., Vogt, R. (Hrsg.): Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Akten des 19. linguistischen Kolloquiums Vechta 1984. Tübingen. S.188.

<sup>23</sup> Wegener, Heide (1985), zitiert nach Diedrichsen, Elke (2004): S.71.

<sup>24</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 71 f.



Wie in Bsp. 1 ersichtlich, kann es auch im Deutschen vorkommen, dass das Subjekt S einer intransitiven Konstruktion im Akkusativ steht, welcher sonst das direkte Objekt markiert. Weiters gibt es viele Konstruktionen, in denen „intransitive Subjekte, welche Existenz prädizieren“ (Diedrichsen 2004: 72), im Akkusativ stehen.<sup>25</sup> Diese Annahme gilt natürlich nur dann, wenn man davon ausgeht, dass jeder Satz zwingend ein Subjekt hat.

### 3.3 Die semantischen Gemeinsamkeiten von S und O

S- und O-Argumente haben in der Regel eine stärkere Verbindung zum Verb als ein A-Argument. Ihre Referenten können „von der im Verb ausgedrückten Handlung affiziert bzw. effiziert sein“ (Diedrichsen 2004: 73). In Bsp. 1 und 2 ist jeweils das Bestehen des Referenten der S/O-NP durch das im Verb ausgedrückte Geschehen bestimmt:

1. Eine Pfütze entstand auf dem Fußboden.
2. Ein Student entzündete ein Feuer im Hof.<sup>26</sup>
3. Die Nase/die Uhr läuft.
4. John schneidet die Haare/den Weg ab.<sup>27</sup>

Wie in Bsp. 3 kann der geltende Sinn des ambivalenten Verbs auch durch das S-Argument oder wie in Bsp. 4 durch das O-Argument bestimmt werden. Das A-Argument hat demgegenüber keinerlei determinierende Bindung zum Verb. Daraus folgt nun, dass O-Argumente allgemein und bestimmte S-Argumente semantisch an das Verb gebunden sind und somit lexikalisch-syntaktische Affinitäten bestehen, die das A-Argument hingegen nicht besitzt.<sup>28</sup>

### 3.4 Intransitive Verben – „ergative Verben“?

Im Deutschen gibt es eine Reihe von intransitiven Verben, mit denen sich kein unpersonliches Passiv bilden lässt. Diese werden innerhalb der relationalen Grammatik als „unakkusativ“ bezeichnet. Alle anderen hingegen gehören demnach der Gruppe von „unergativen“ Verben an. Die unakkusativen Verben, die als „ergative Verben“ be-

---

<sup>25</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 72.

<sup>26</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 73.

<sup>27</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 73.

<sup>28</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 73.

zeichnet werden, haben in der Tiefenstruktur ein direktes Objekt, dem aber kein Akkusativ-Kasus zugeschrieben werden kann.<sup>29</sup>

Wie in Passivsätzen kann auch in Sätzen mit ergativen Verben der Subjektposition keine thematische Rolle zugeordnet werden. Somit ist die Subjektposition eine Nicht-Theta-Position. Dieser Theta-Theorie zufolge kann ein direktes NP-Objekt seine Position nicht beibehalten, wenn ihm dort kein Kasus zugewiesen wird. Es muss also an eine Nicht-Theta-Position verschoben werden.<sup>30</sup> Das Objekt der Tiefenstruktur nimmt also die Position des Subjekts ein und zeigt sich somit in der Oberflächenstruktur auch als Subjekt des intransitiven Verbs.<sup>31</sup>

#### Beispiel:

1. Peter hängt das Bild an die Wand.
2. Das Bild hängt an der Wand.<sup>32</sup>

Die intransitive Version der beiden Sätze stellt also ein Beispiel für „ergative Verben“ dar. Dass nun, daraus folgend, das Subjekt „ergativer“ Verben kein Agens, sondern eher ein Patiens ist, erklärt auch die Unfähigkeit zu einer *er*-Nominalisierung „ergativer“ Verben.<sup>33</sup>

### **3.5 Kritik**

Grewendorf weist jegliche Kritik am Terminus der „ergativen Verben“ zurück, indem er auf die „Perspektive einer Akkusativsprache“ (Grewendorf 1986: 2) hinweist, die jeglichen Blick auf das komplexe Funktionieren einer Ergativsprache beeinflusst. Seiner Meinung nach ist es aus Sicht einer Akkusativsprache durchaus adäquat, intransitive Verben als „ergativisch“ zu kennzeichnen, deren Subjekte dieselben Merkmale erkennen lassen wie transitive Objekte.<sup>34</sup>

Diedrichsen vertritt dagegen die Meinung, dass es keine Rechtfertigung dafür gebe, bestimmte im Deutschen vorkommende Konstruktionen als „ergativisch“ darzustellen, da die anerkannten Kriterien, die für den Nachweis von typologischer Ergativität erforderlich seien, nicht systematisch angewendet würden, zumal im Deutschen kaum Fälle

---

<sup>29</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 76.

<sup>30</sup> Grewendorf, Günther (1986): S. 4.

<sup>31</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 76 f.

<sup>32</sup> Grewendorf, Günther (1986): S. 3.

<sup>33</sup> Grewendorf, Günther (1986): S. 87.

<sup>34</sup> Grewendorf, Günther (1986): S. 2.

einer grammatischen Gleichbehandlung von S und O bestünden.<sup>35</sup>

Des Weiteren weist Beatrice Primus darauf hin, dass eine Ergativität im typologischen Sinn schon deswegen nicht bestehe, da das Deutsche keine ergativische Morphologie besitze, die meist als Voraussetzung für eine syntaktische Ergativität gelte.<sup>36</sup> Im Zuge dessen postuliert sie auch, dass der Begriff der Ergativität für Akkusativsprachen wie das Deutsche in jedem Fall inkompatibel und somit zu vermeiden sei. So kritisiert sie auch jene Arbeiten, u.a. von Dixon, die keine solch vehemente Kritik an der (ihrer Meinung nach falschen) Verwendung des Terminus enthalten. Infolge der völligen Distanzierung gegenüber der Ergativität als Erklärungsmuster der hier dargestellten Konstruktionen verweist sie auf den Begriff der gespaltenen Intransitivität. Diese dürfe zwar in keiner Weise als Synonym zur Ergativität gebraucht werden, stelle jedoch demgegenüber eine wirklich passende Benennung bzw. Einordnung der hier diskutierten Erscheinungen dar.<sup>37</sup>

### 3.6 Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Ergativität durchaus ein Weg ist, bestimmte grammatische Phänomene, die in Akkusativsprachen vorkommen und die der gängigen Struktur einer Ergativkonstruktion ähneln, unter Verwendung dieses Terminus darzustellen. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass es sich bei den beiden Sprachformen um grundlegend verschiedene Systeme handelt, wovon das jeweils Fremde einzig aus der Sicht der eigenen Sprache wahrgenommen und nie zur Gänze begriffen werden kann. Natürlich bietet es sich an, einen bereits mit feststehenden Eigenschaften behafteten Begriff zu übernehmen, um ein Phänomen zu beschreiben, das ähnliche Merkmale aufweist. Dass dieser jedoch nicht eins zu eins übertragbar ist, sollte vor allem deswegen in die Beschreibung eines ergativisch anmutenden Phänomens mit einfließen, um weiteren Merkmalen, die eben nicht mit denen des Begriffs der Ergativität übereinstimmen, Raum zu geben, sich zu einer neuen bzw. abweichenden Definition zusammenzuschließen. Diese Frage soll in dieser Arbeit jedoch nicht geklärt werden, dient die grammatische Ergativität in ihrer Funktionsweise lediglich als Vorlage für die hier besprochene Ergativität im stilistischen bzw. ästhetischen Sinne.

---

<sup>35</sup> Diedrichsen, Elke (2004): S. 72.

<sup>36</sup> Primus, Beatrice (2002): Ergativität im Deutschen? Das Deutsche im Rahmen der relationalen Typologie. Dogilmunhak. 86. S. 26 ff.

<sup>37</sup> Primus, Beatrice (2002): S. 30 f.

#### **4 Ästhetische Ergativität: Bedeutung – Anwendung – Hypothese**

Der Begriff „ästhetische Ergativität“ wird in der vorliegenden Arbeit als Benennung verschiedener stilistischer Verfahren verwendet, die in einigen Konstruktionen von *Gestern unterwegs* auftreten. Dabei geht es im weitesten Sinne um die Grundfunktion der grammatischen Ergativität – um die Gleichbehandlung von Subjekt und Objekt. Dementsprechend beschreibt ästhetische Ergativität, also Ergativität im stilistischen Sinne, den unkonventionellen, oft spielerischen Umgang mit Agens und Patiens, das Offenlassen der Verbkongruenz zu Objekt und Subjekt sowie die Verwendung eines anderen Kasus als des Nominativs für Agens bzw. Subjekt. Es geht somit einerseits um das Infragestellen der festgelegten Kategorien von Subjekt und Objekt, andererseits um das Wirken einer elementaren Kraft oder Instanz im Falle unpersönlicher Konstruktionen. Bei Handke drückt sich diese ästhetische Ergativität in verschiedenen Konstruktionen aus, die ich in der vorliegenden Arbeit in Bezug auf ihre formalen und inhaltlichen Ähnlichkeiten und auf die daraus resultierende Wirkung hin untersuche. Anhand dieser Untersuchungen erläutere ich, dass ästhetische Ergativität ein stilistisches Mittel darstellt, mit welchem grammatische Konventionen umgangen werden können. Die damit verbundenen Begriffe von Täter, Subjekt und Agens werden somit in Frage gestellt, wodurch alternative Blickwinkel auf die Wirklichkeit ermöglicht werden. Bevor ich dies anhand von Konstruktionen aus *Gestern unterwegs* ausführlich erläutere, wird im folgenden Kapitel dargelegt, wie die unreflektierte Verwendung von Kategorien der traditionellen Grammatik zu einer bestimmten Perspektive auf die Wirklichkeit führt. Im Zuge dessen wird auch von der Kritik an diesen in der Sprachwissenschaft mehrheitlich anerkannten grammatischen Kategorien Subjekt, Objekt und Prädikat die Rede sein. Daraufhin werden diese Ausführungen zu Handkes direkter Kritik an der konventionellen Sprachverwendung in Beziehung gesetzt und Parallelen zu den in dieser Arbeit untersuchten Gegenständen aufgezeigt.

#### **5 Traditionelle grammatische Kategorien als eine mögliche Perspektive auf die Wirklichkeit – Kritik am konventionellen Gebrauch dieser Begriffe und an der dadurch entstehenden Wirklichkeitssicht**

Charakteristisch für die traditionelle Grammatik ist laut Piitulainen, dass die zu analysierende Sprache nach dem Schema der lateinischen bzw. griechischen Grammatik definiert wird, statt aus Beschreibungen und Ergebnissen einer fundierten Analyse Defini-

tionen zu erarbeiten. Folglich würden dort grammatische Bezeichnungen wie *Satz, Subjekt oder Prädikat* eine Art der Kategorisierung darstellen, die nicht unbedingt dem Ursprung der jeweiligen Sprache entspreche. Zudem bestehe bei der traditionellen Grammatik eine Abhängigkeit von der klassischen und aristotelischen Logik, die sich vor allem in der Analyse des Satzes nach dem Subjekt-Prädikat-Schema zeige.<sup>38</sup> Demzufolge entstehe bei einem Sprecher, der die Struktur einer Sprache anhand der traditionellen grammatischen Benennungen erlernt, eine bestimmte Sicht auf die Wirklichkeit, die für ihn als gegeben erscheine. Im Folgenden zeige ich, wie die Verwendung entsprechender grammatischer Kategorien die Wahrnehmung der Wirklichkeit beeinflusst und in Richtung einer bestimmten Perspektive lenkt, die jedoch nicht die einzige, sondern eine unter vielen möglichen Perspektiven darstellt.

„Die Ausbildung von Satzmustern und die Ausdifferenzierung von Satzgliedern sowie deren morphologische Kennzeichnung ist ein grammatischer Perspektivierungs- und Differenzierungsprozess par excellence.“ (Köller 2004: 371)

Möchte man also – um es mit anderen Worten zu sagen – die Sprache strukturieren, wird die Benennung bzw. Zuordnung der Glieder eines Satzes dadurch veranlasst, sie in ihrem Sinn und Zweck voneinander abzugrenzen. Köller verweist in diesem Zusammenhang auf Bühlers Worte:

„Die Zuordnung von spezifischen Satzgliedrollen an einzelne Sprachelemente sichere dem Satz als sprachlicher Sinneseinheit einen höheren Grad an semantischer Autonomie als dem Wort.“ (Köller 2004: 373)

Ein Autor wie Handke hat somit die Wahl, auf welche Art er die Elemente in einem Satz bzw. in einer Konstruktion zusammenfügt, damit sie durch ihre Beziehung zueinander eine gewisse Perspektive einnehmen. Dies erreicht Handke in einer besonderen und unkonventionellen Weise, wodurch die Bezeichnung seiner Konstruktionen mit Wittgensteins Ausdruck des „Wortgemäldes“ in hohem Maße angemessen erscheint.<sup>39</sup> Nach welchem Schema wird nun ein solches „Wortgemälde“ prinzipiell entworfen? Im Deutschen, wie auch in allen anderen indogermanischen Sprachen, folgen unsere

---

<sup>38</sup> Piitulainen, Maria-Lena (1980): Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart. Jyväskylä. S. 36 ff.

<sup>39</sup> Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin. S. 372 f.

grammatische Denkart und die Erzeugung von Kategorien einerseits der Struktur der traditionellen Grammatik, andererseits ihrer „zentralen Frage“ – der „Frage nach dem Was?“ (Piitulainen 1980: 37 ff.). Dies hat jedoch nicht, um es mit Köllers Worten zu sagen, „urheberrechtliche ontologische Implikationen“ (Köller 2004: 379), was vor allem dann wesentlich wird, wenn es nicht nur um (reine) Kommunikation, sondern um die Darstellung der Realität geht.<sup>40</sup> Wenn nämlich das grammatische Modell von Subjekt und Prädikat unhinterfragt akzeptiert wird und nicht als *eine* mögliche Darstellung der Realität, sondern als *die* Darstellung der Realität angenommen wird, ist die Wahrnehmung der Dinge immer nur von einem bestimmten Blickwinkel geprägt und verschließt sich vor Beschreibungen und Sichtweisen, die vielleicht geeigneter oder einleuchtender sind.<sup>41</sup>

Es herrscht nun eine größtenteils akzeptierte Sichtweise auf die Beziehung von Subjekt und Prädikat, die dem grammatischen Subjekt neben seiner Rolle als grundlegende Konstituente einer Aussage auch die Rolle des Agens zuspricht, wodurch es schnell als „Ursache eines Geschehens“ begriffen wird. Dies kann leicht dazu führen, „dass man über eine syntaktische Form eine Struktur in die Welt hinein projiziert, die dort real wohl kaum vorhanden ist.“ Als Beispiele dafür führt Köller die Sätze „Der Wind weht. Der Schnee schmilzt“ an.<sup>42</sup> Köller erwähnt an dieser Stelle zudem Sprachen, in welchen ein Verb nicht gezwungenermaßen mit einem Subjekt verbunden ist. Somit würde auch nicht postuliert, „Prozessvorstellungen unbedingt auf eine Substanz, eine Ursache oder einen Täter zu beziehen und selbst Witterungsvorgängen ein grammatisches Subjekt zuzuordnen“ (Köller 2004: 380).<sup>43</sup>

Ein entsprechendes Zitat Nietzsches soll hier nicht unerwähnt bleiben:

„Aber es gibt kein solches Substrat; es gibt kein ‚Sein‘ hinter dem Tun, Wirken, Werden: ‚Der Täter‘ ist zum Tun bloß hinzugedichtet – das Tun ist alles. Das Volk verdoppelt im Grunde das Tun, wenn es den Blitz leuchten lässt, das ist ein Tun-Tun: es setzt dasselbe Geschehen einmal als Ursache und dann noch einmal als deren Wirkung. Die Naturforscher machen es nicht besser, wenn sie sagen ‚die Kraft bewegt, die Kraft verursacht‘ und dergleichen – unsere ganze Wissenschaft steht noch, trotz all ihrer Kühle, ihrer Freiheit vom Affekt, unter der Verführung der Sprache und ist die untergeschobenen Wechselbälge, die ‚Subjekte‘ nicht losgeworden (das Atom ist zum Beispiel ein sol-

---

<sup>40</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 379.

<sup>41</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 380.

<sup>42</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 979 f.

<sup>43</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 979 f.

cher Wechselbalg, insgleichen das Kantische ‚Ding an sich‘.)“ (Nietzsche 1973: 790, zitiert nach Köller 2004: 381)

Genau diese durch die Begriffe der traditionellen Grammatik als gegeben akzeptierte Wahrnehmung und Interpretation der Wirklichkeit durchbricht Handke mit seinen unkonventionellen Konstruktionen. Diese folgen durch ihre häufigen Auslassungen von Subjekt oder Prädikat und der zahlreichen Verwendung des freien Dativs an Stelle des Nominativs gerade nicht dem gewohnten grammatischen Muster. Folglich werden Leerstellen eröffnet, die den Lesefluss unterbrechen, die der Leser gezwungen ist auszufüllen. Was bei einem konventionellen Satz automatisch geschieht, muss der Leser bei Handkes Text an vielen Stellen aktiv leisten. Handke beschreibt seine Eindrücke, Gedanken und Gefühle oft fernab der grammatischen Konventionen und Vorgaben, wodurch sie nicht bereits gewohnt strukturiert und somit unweigerlich objektiviert bzw. perspektiviert werden. So eröffnet sich neben dem geebneten Weg der Konvention ein „Trampelpfad“ neuer Blickwinkel und Interpretationsräume. Indem der Leser selbstständig ein „Satzglied“ ergänzen muss, wird sein Lesevorgang und somit das Zuordnen der „Satzglieder“ entautomatisiert. Der Leser gestaltet somit das Gelesene aktiv mit und bleibt nicht ausschließlich in der gewohnten, passiven Rolle. Weiters spricht Handke dies in einigen Passagen von *Gestern unterwegs* direkt an. Er fordert sogar dazu auf, sich Gedanken diesbezüglich zu machen, indem er zum Beispiel schreibt: „Das Dritte, das >>Es<< (der Grammatik); denk *dieses* Es (zum Beispiel im >>Es war einmal...<<)“ (A. 59. S. 16).

Es lässt sich also festhalten, dass die Ausbildung von Satzgliedern auf ein „spezifisches ontologisches Erkenntnisinteresse“ (Köller 2004: 384) zurückzuführen ist, dessen syntaktische Anwendung „die Flexibilität von sprachlichen Sinnbildungsverfahren“ (Köller 2004: 384) stark begrenzt und somit wenig Möglichkeiten für intuitive Gedankenverknüpfungen gibt. Köller erwähnt an dieser Stelle das Chinesische, in welchem die Sachverhalte nicht gleich „durch die Brille“ von „sehr dezidierten grammatischen Ordnungsmustern“ wahrgenommen würden.<sup>44</sup> Dies erreicht Handke an vielen Stellen von *Gestern unterwegs*, indem das Beschriebene durch die Anwendung stilistischer Ergativität eine „größere Selbstmächtigkeit“ (Köller 2004: 384) erreicht. Hierbei sind bestimmte „Satzglieder“ nicht vorhanden oder werden auf unkonventionelle Weise gebraucht, womit die von Köller beschriebene Begrenzung der „Flexibilität von sprachlichen Sinnbildungsverfahren“ nachlässt.

---

<sup>44</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 384.

Auf welche Weise die hier behandelten ergativischen Konstruktionen im Einzelnen aufgebaut und in ihrer Wirkung beschreibbar sind, wird in den Kapiteln 8 und 9 genauer erläutert.

## 6 Direkte Kritik Handkes an konventioneller Sprachverwendung

Handkes Infragestellen der gängigen Sprachverwendung, der Akzeptanz konventioneller Phrasen und Muster, zieht sich bekanntermaßen bis heute durch sein gesamtes Werk, wenngleich der Standpunkt seiner Kritik nicht immer exakt derselbe war. Dieses Kapitel hat jedoch nicht die Veränderung innerhalb seiner Kritikäußerungen zum Gegenstand; es werden hier lediglich diejenigen Aussagen und Meinungen dargestellt oder analysiert, welche sich entsprechend in die untersuchte Thematik einfügen lassen.

Diesbezüglich erwähnt Sergiooris, dass Handkes Hauptthema das „untrennbare Doppelverhältnis“ zwischen „Sprache und Literatur“ einerseits und „Sprache und Wirklichkeit“ andererseits sei, was durch die Aussage Handkes, „Sprache soll zur Entschleierung des Zwangs, der im Gerüst der Sprache steckt, dienen“, bestätigt werde. Weiters behauptet Sergiooris, Handke kritisiere jede Literatur, die sich leichtfertig dem „Zwang der Sprache“ unterordne, indem sie Wörter unbedacht als von der Natur gegebenes Instrument benutze, um die Wirklichkeit wiederzugeben.<sup>45</sup> Im Gegensatz dazu ruft Handke durch einige Textstellen in *Gestern unterwegs* beim Leser ein Reflektieren hervor: Einerseits, indem einige Passagen selbst von Gedanken über die Sprache handeln, andererseits dadurch, dass der Leser nicht die gewohnten Satzstrukturen und Muster vorfindet, sondern solche, die auf den ersten Blick unfertig wirken. Eben diese „Unfertigkeit“ aber erlaubt es dem Leser, die Wörter und das, was sie bezeichnen, aus einer neuen Richtung zu betrachten, stehen diese doch an vielen Stellen ungebunden und in ungewohnter Konstellation beieinander. Das bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass Handkes normabweichende Konstruktionen die Wirklichkeit treffender wiedergeben als gewohnte. Sie zwingen den Leser lediglich, durch ihre Andersartigkeit über die Struktur selbst nachzudenken. Somit „stellen sie auch“, wie Sergiooris es ausdrückt, die „Objektivität eines sprachlichen Wirklichkeitsbildes, wie es in Literatur und Kommunikationswesen vermittelt und unreflektiert akzeptiert wird, in Frage“ (Sergooris 1979: 6). Das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit zeigt sich als häufig thematisiertes Thema bei Handke. Hierbei betont er nicht nur einmal, wie wichtig es sei, sich in der

---

<sup>45</sup> Sergiooris, Gunther (1979): Peter Handke und die Sprache. Bonn. S. 2 f.



Literatur den Unterschied zwischen Zeichen und Bezeichnetem stets aufs Neue zu vergegenwärtigen.

„Es wird nämlich verkannt, dass die Lit. mit der Sprache gemacht wird, und nicht mit den Dingen, die mit der Sprache beschrieben werden. [...] So werden die Worte für die Gegenstände als die Gegenstände selbst genommen. Man denkt über die Gegenstände nach, die man ‚Wirklichkeit‘ nennt, aber nicht über die Worte, die doch eigentlich die Wirklichkeit der Lit. sind.“ (Handke 1966: 29, zitiert nach Sergiooris 1979: 6)

Weiters spricht Handke davon, dass die Sprache in der Literatur tot und bewegungslos bleibe,<sup>46</sup> wobei nicht vergessen werden darf, dass diese Aussagen aus einer mehr als drei Jahrzehnte zurückliegenden Zeit stammen. Dies soll nun nicht bedeuten, sie wären nicht angemessen. Sie sollten nur nicht eins zu eins in die heutige Zeit übertragen werden. Wenn Handke nun damals die Sprache in der Literatur als „tot“ bezeichnete, meinte er wohl diejenige Literatur, die die Sprache nicht reflexiv zum Gegenstand hat. In *Gestern unterwegs* wird im Gegensatz dazu auch über die Sprache selbst und ihre Wirkung reflektiert – er setzt in seinen Aufzeichnungen demnach genau das um, was er zuvor auch, wie im folgenden Zitat ersichtlich, postuliert hat.

„Indem man die Sprache nur *benützt* und nicht *in* ihr und *mit* ihr beschreibt, zeigt man nicht auf die Fehlerquellen der Sprache hin, sondern fällt ihnen selbst zum Opfer.“ (Handke 1966: 30, zitiert nach Sergiooris 1979: 8)

So finden sich in *Gestern unterwegs* entsprechend viele Textstellen, die ein Nachdenken über die Sprache enthalten bzw. thematisieren. Darüber hinaus lässt sich die ästhetische Ergativität als Hinweis auf die „Fehlerquellen der Sprache“ deuten, da sie durch ihr häufiges Auftreten die Frage nahe legt, weswegen gewohnte Konstruktionen so oft nicht verwendet werden. Dies wird dadurch bestätigt, dass Handke, laut Sergiooris, von der Literatur erwartet, dass durch sie alle sich als unwiderruflich darstellenden Weltbilder zerstört werden müssten. Sie müsse erreichen, dass alles, was bisher als feststehend galt, wieder in Frage gestellt werde. Sie müsse vorweisen, dass es noch eine Möglichkeit gebe, die Wirklichkeit darzustellen. Durch sie solle ein Zerschneiden des bekannten Wirklichkeitsbildes erreicht werden, das durch als gegeben empfundene sprachliche Systeme

---

<sup>46</sup> Sergiooris, Gunther (1979): S. 7.

verursacht wurde. Dabei gehe es nicht darum, dass die Wirklichkeit von der Sprache abgebildet werde. Die Wirklichkeit solle vielmehr von und mit der Sprache selbst „ent- hüllt“ werden. Dem Leser sollten die herkömmlichen Darstellungsmethoden und die daraus hervorgerufene Sicht auf die Welt bewusst gemacht werden. Dies soll laut Handke durch eine „Neue Ästhetik“ geschehen. Wenn folglich andere Satzmuster verwendet würden, die sich von den vertrauten und natürlich wirkenden unterscheiden, werde ein unbedachtes Annehmen verhindert. Durch diese Andersartigkeit sei der Leser zur Reflektion gezwungen. Genau dies sei die Aufgabe der Literatur, besitze sie doch das „eigene ästhetische Instrumentarium“, das es ermögliche, die „sprachlichen Auto- matismen“ erkennbar zu machen. Zudem solle die Literatur „die Obrigkeit in den Sät- zen enthüllen, damit das Subjekt sich als Gegenstand solcher Sätze erkennt und sich von ihnen befreien kann“ (Handke 1972: 201, zitiert nach Sergiooris 1979: 17).<sup>47</sup>

Entsprechend dazu lässt sich auch ein Zitat Wittgensteins anführen, das die Thematik mit folgenden Worten auf den Punkt bringt: „Der Mensch soll die Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.“<sup>48</sup> Sergiooris verbindet diese Aussage mit den Ansichten Handkes, und folgert daraus:

„So könnte die Literatur, wie Handke sie betrachtet, den Leser dazu führen, sich von einem klischeehaften, aufgezwungenen Weltbild zu distanzieren und eine eigene sprachliche Identität zu gewinnen, mit der die aktuellen Wirklichkeits- und Gefühlsinhalte des gegenwärtigen Daseins formulierbar werden.“ (Sergiooris 1979: 17)

Diese Ausführungen beschreiben im weitesten Sinne das, was hier anhand des Buchs *Gestern unterwegs* untersucht wird. Als Mittel dafür, die hier genannten Forderungen zumindest teilweise zu erfüllen, wird hier die ästhetische Ergativität sowohl in ihrer Form als auch in ihrer Stellung im und ihrer Wirkung auf den Text beschrieben. Gerade die Forderung, die „Obrigkeit in den Sätzen zu enthüllen“, fügt sich einwandfrei in die hier behandelte Thematik ein. Entsprechend dazu sind in *Gestern unterwegs* auch un- gewöhnlich selten satzbeendende Punkte zu finden, was nun die Konstruktionen sowohl als eigene, vom Satz unabhängige, als auch von ihrer Umgebung nicht abgeschottete, sondern zu ihr in Verbindung tretende, sprachliche Gebilde darstellt. Dies unterstreicht wiederum den Umstand, dass überhaupt so viele Konstruktionen vorkommen, die ver- schiedener, für einen Satz meist notwendiger Substituenten entbehren.

---

<sup>47</sup> Sergiooris, Gunther (1979): S. 13 f.

<sup>48</sup> Wittgenstein, Ludwig (1973): *Tractatus Logico-Philosophicus*. Frankfurt am Main. S. 115.

Bevor nun aber die Analyse einzelner Konstruktionen dargestellt wird, erfolgt eine kurze Vorstellung des Werkes und dessen inhaltlichen Besonderheiten.

## 7 *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990*

Das hier besprochene Buch Peter Handkes stellt ein „Mit-Schreiben“ (S. 5)<sup>49</sup> Handkes der Erlebnisse seiner Weltreise in den Jahren 1987 bis 1990 dar. In einem kurzen, direkt an die Leser gerichteten Vorwort schreibt er davon, dass das Buch die letzte Phase dieser Art des Schreibens darstelle und nach dem „Gewicht der Welt“, der „Geschichte des Bleistifts“, den „Phantasien der Wiederholungen“ und „Am Fensterrand morgens“ zudem einen Übergang von diesem „puren Mit-Schreiben zum nachträglich leicht zeitversetzten Notieren“ bezeichne (S. 5).

Die Aufzeichnungen sind in einzelne Absätze gegliedert, welche jeweils durch eine Leerzeile voneinander getrennt sind. Die Länge der Absätze variiert zwischen solchen, die nur aus zwei Wörtern bestehen, bis hin zu solchen, die über zwei Seiten lang sind. Die meisten jedoch bestehen aus drei bis zehn Zeilen und enthalten sowohl detailreiche Bild- und Vorgangsbeschreibungen als auch Gedankengänge über die Wahrnehmung, wie „Das (ausgehaltene) Anschauen ist schon das Nachdenken?“ (A. 25. S. 11), Ideen für neue Wortverwendungen, wie „Verb für die Bewegung der Blätter (im Nachwind): sie >>wirtschaften<<“ (A. 2583. S. 484), sowie Meinungen und Darstellungen persönlicher Ansichten des Autors: „Nichts verstehe ich, nichts will ich verstehen von Leuten, die nichts im Sinn haben; die unkünstlerisch sind“ (A. 23. S. 11). Zudem enthalten die Aufzeichnungen auch Abschnitte, die ihrem Inhalt nach nicht eindeutig kategorisierbar sind, wie zwei aneinander gereimte Hauptwörter, etwa „Denkort Brücke“ (A. 49. S. 15), oder Passagen aus Liedtexten. Des Weiteren finden sich in *Gestern unterwegs* Passagen aus anderen Texten, die Handke während oder nach der Reise verfasst hat. So finden sich Absätze zu den Thematiken „Versuch über die Müdigkeit“ sowie „Versuch über die Jukebox“ und, besonders gegen Ende der Aufzeichnungen, einige Passagen – darunter auch einige auktorial verfasste –, die jeweils mit „Der Bildverlust“ gekennzeichnet sind und eine Art „Vorbote“ für die beiden Schriften *Mein Jahr in der Niemandsbucht. Ein Märchen aus den neuen Zeiten*, 1994, und *Der Bildverlust oder Durch die Sierra de Gredos*, 2002, darstellen.

Bzgl. des Inhalts lassen sich wiederkehrende Tendenzen zu verschiedenen Themen fest-

---

<sup>49</sup> Dieses Zitat stammt aus der Einleitung, die einen zusammenhängenden Text ohne Leerzeilen darstellt. Aus diesem Grund wird hier keine Absatzzahl genannt.

stellen: Überlegungen über Wahrnehmung, deren kognitive Verarbeitung und Wiedergabe in Kunst, Literatur und Alltag einerseits, die Suche nach Heimat und sich selbst, dem Leben in der Fremde und der damit verbundenen Einsamkeit andererseits.

Entsprechend wirkt der erste Absatz des Buches, welcher „zum Abschied aus Österreich“ (A. 1. S. 7) eine Grabinschrift eines österreichischen Friedhofs enthält, durch seine offensichtliche Verbindung zum Tod wie eine endgültige Abkehr von diesem Land. Umso geeigneter erscheint dadurch, dass die letzten Aufzeichnungen in Frankreich, also fern der Heimat, entstanden sind und der letzte Absatz vom Ankommen und dem Finden der Liebe handelt. (S. 548 f.)

In der vorliegenden Arbeit stellen nur diejenigen Konstruktionen den Ausgangspunkt der Analyse dar, welche sich dem Begriff der ästhetischen Ergativität unterordnen lassen. Dabei weisen die betreffenden Konstruktionen unterschiedliche Charakteristika auf, anhand derer sie den einzelnen Kategorien zugeordnet werden.

## **7.1 Kategorienbildung der ästhetisch ergativischen Konstruktionen**

Die Bildung der Kategorien stellt eine Aufteilung derjenigen Konstruktionen dar, die ich der ästhetischen Ergativität zuordne. Diese Aufteilung versteht sich von daher nicht als allgemeingültig und unumstößlich. Sie dient lediglich dazu, das Wiederkehren verschiedener stilistischer Tendenzen aufzuzeigen und sie hinsichtlich ihrer Form und Wirkung zusammenzufassen. Um eine exakte Abgrenzung zu erreichen, werden hier nur diejenigen Konstruktionen berücksichtigt, die vollständig einer Kategorie zugeordnet werden können. So wird eine prädikatlose Konstruktion beispielsweise nur dann berücksichtigt, wenn der gesamte Absatz, in dem sie vorkommt, prädikatlos ist – stellen die Absätze schließlich zusammengehörige Einheiten dar.

Da Handke selten Satzzeichen, insbesondere satzbeendende Punkte gebraucht, ist es schwierig, einzelne Teile eines Absatzes als gesonderte Konstruktion zu betrachten. Die drei Hauptkategorien bilden 1) die prädikatlosen Konstruktionen, 2) die Infinitivkonstruktionen und 3) diejenigen Konstruktionen, bei welchen ein Patiens das handelnde bzw. empfindende Subjekt darstellt. Die Kategorien 1) und 3) werden dabei jeweils in weitere Untergruppen gegliedert. So wird in 1) zwischen 1a) bildhaften Textstellen ohne Bewegung, 1b) bildlichen Vorgangsbeschreibungen und 1c) denjenigen Konstruktionen, die vollkommen ohne Elemente mit verbalem Charakter auskommen, unterschieden. Einigen Konstruktionen dieser letzten Unterkategorie spreche ich zudem eine

Indexfunktion in dem Sinne zu, dass sie auf die ihnen folgenden Textabschnitte verweisen bzw. als Überschrift für diese fungieren. Diese Tendenz wird auch bei den Infinitivkonstruktionen in 2) untersucht. Infolgedessen werden die Hauptkategorien 1) und 2) einerseits auf Grund dieser Ähnlichkeiten, andererseits auf Grund gewisser antithetischer Tendenzen einander vergleichend gegenübergestellt.

Die Kategorie 3) enthält Konstruktionen, in welchen das Patiens als handelndes resp. empfindendes Subjekt entweder mit dem Akkusativ oder dem Dativ markiert ist. Dabei werden die Akkusativkonstruktionen der Unterkategorie 3a), die Dativkonstruktionen der Unterkategorie 3b) zugeordnet. Wie häufig die verschiedenen Konstruktionen in *Gestern unterwegs* auftreten, wird im folgenden Kapitel gezeigt.

## 7.2 Häufigkeit und Auswahl der kategorisierten Konstruktionen aus *Gestern unterwegs*

Das Buch *Gestern unterwegs* besteht aus insgesamt 3066 Absätzen, die jeweils durch eine Leerzeile voneinander getrennt sind. Um Veränderungen bei der Häufigkeit der zu besprechenden Konstruktionen im Laufe des Textes feststellen zu können, habe ich in der sogleich folgenden Tabelle die Anzahl der jeweiligen Konstruktionen von je 613 Absätzen aufgeführt – dies entspricht einer Aufteilung aller 3066 Absätze in fünf Abschnitte à 613 Absätze.<sup>50</sup> Anhand dieser Aufteilung stelle ich dar, inwiefern sich die Häufigkeit derjenigen Absätze ändert, die Gegenstand der Analyse sind. Des Weiteren werden Besonderheiten der einzelnen Kategorien erläutert und, darauf aufbauend, die Auswahl der Beispiele für die spätere Analyse begründet.

<b>Absätze</b>	1.- 613.	614.- 1226.	1227.- 1839.	1840.- 2452.	2453.- 3066.
<b>Seiten</b>	119	100	127	113	88
<b>1) Prädikatlose Konstruktionen insgesamt</b>	67	53	60	55	70
a) Bildbeschreibungen ohne Bewegung	<b>20</b>	<b>14</b>	<b>21</b>	<b>12</b>	<b>15</b>
b) Bildhafte Vorgangsbeschreibung	<b>20</b>	<b>14</b>	<b>21</b>	<b>13</b>	<b>16</b>
c) Sonstige	27	30	18	30	29
<b>2) Infinitivkonstruktionen</b>	10	2	5	7	2
<b>3a) Subjekt als Patiens im Akkusativ</b>	18	9	2	6	8
<b>3b) Subjekt als Patiens im Dativ</b>	<b>29</b>	<b>25</b>	<b>29</b>	<b>30</b>	<b>30</b>

<sup>50</sup> Der letzte Abschnitt enthält 614 Absätze.

<b>Gesamt</b>	124	89	96	98	110
---------------	-----	----	----	----	-----

Die Kategorie der prädikatlosen Konstruktionen enthält den größten Teil der berücksichtigten Absätze. Die darin enthaltenen Konstruktionen sind dabei gleichmäßig auf den Gesamttext verteilt, wobei die Konstruktionen der beiden Unterkategorien 1a) und 1b) nahezu im selben Verhältnis vorkommen, wie aus der Tabelle ersichtlich ist. Auch in Bezug auf den Gesamttext bleibt ihre Häufigkeit gleichmäßig.

Die dritte Unterkategorie 1c) enthält all diejenigen prädikatlosen Konstruktionen, die sich nicht in 1a) oder 1b) einordnen lassen. Aus diesen Konstruktionen stammen auch diejenigen Konstruktionen, die auf ihre Indexfunktion hin analysiert werden. Da nicht alle Konstruktionen der Unterkategorie 1c) auf die Indexfunktion hin überprüft wurden und diese nicht bei jeder Konstruktion eindeutig feststellbar ist, wird keine Häufigkeitsanzeige für die prädikatlosen Konstruktionen mit Indexfunktion genannt. So enthält die Unterkategorie 1c) zahlreiche – sowohl formal als auch inhaltlich – verschiedenartige Konstruktionen, welche m.E. nicht eindeutig genauer kategorisiert werden können. Dementsprechend enthält diese Unterkategorie einerseits solche Konstruktionen, die eine Indexfunktion aufweisen könnten, wie etwa „Im Fluchtpunkt des Atems: das Bild“ (A. 1259. S. 229), andererseits jedoch auch solche, die nicht eindeutig mit dem Gesamttext in Verbindung gebracht werden können, wie zum Beispiel „Frauen in der Religion, nach Tschechow: »Wie die Wolga getrübt durch Schlamm«“ (A. 1486. S. 272) oder „Vorstellung eines möglichen Älterwerdens: statt Verhärtung Lakonisierung deiner Art (und Weise)“ (A. 2593. S. 486). Viele dieser Absätze zeigen sich als Gedanken oder Ideen des Reisenden, bei welchen kein eindeutiger Zusammenhang zu den ihnen folgenden Absätzen erkennbar ist. Möglicherweise lassen diese sich auf andere Textstellen oder den Gesamttext beziehen. Dies vollständig zu untersuchen, lässt sich jedoch mit dem Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht vereinbaren. Vielmehr wird dargestellt, dass und in welcher Form ästhetische Ergativität in *Gestern unterwegs* vorliegt und dass einige Absätze eine Indexfunktion aufweisen.

In Kapitel 8 werden jeweils zwei Textstellen jeder Unterkategorie der prädikatlosen Konstruktionen analysiert, welche auf Grund ihrer Anschaulichkeit ausgewählt wurden. Weiters war von Bedeutung, dass die untersuchten Konstruktionen innerhalb der Aufzeichnung nicht unmittelbar aufeinander folgen. Dadurch wird gezeigt, dass die Konstruktionen der Unterkategorien 1a) und 1b) hinsichtlich ihrer Form und ihres Stils vergleichbar bleiben und sowohl zu Beginn als auch gegen Ende des Texts Konstruktionen

mit Indexfunktion zu finden sind.

Anders verhält es sich bei den Infinitivkonstruktionen, die eine weitaus geringere Häufigkeit aufweisen: Hier werden zwei Beispiele aus dem ersten Teil des Textes besprochen, da nur innerhalb der ersten 613 Absätze Infinitivkonstruktionen enthalten sind, die sich vergleichsweise eindeutig auf die ihnen folgenden Absätze beziehen lassen. Sie sind daran zu erkennen, dass sie abstrakt und metaphorisch wirken und somit nicht eindeutig interpretiert werden können. Ein Beispiel dafür ist die Konstruktion „Mit dem Licht der Zwischenräume arbeiten“ (A. 89. S. 22). In späteren Absätzen erscheinen lediglich Infinitivkonstruktionen, die eindeutiger bzw. wörtlicher zu verstehen sind, wie „Einen Wald erleben in Schottland! Zu dem heute hin!“ (A. 1390. S. 254).

Bei der letzten Kategorie zeigt sich, dass diejenigen Konstruktionen, in welchen das handelnde oder empfindende Subjekt mit dem Akkusativ markiert ist, in den ersten 613 Absätzen mehr als doppelt so häufig vorkommen als im Rest des Textes. Gegenüber den Konstruktionen, in welchen der Handlungsträger mit dem Dativ markiert ist, wirkt ihre Anzahl jedoch gering.

Die Dativkonstruktionen hingegen treten sowohl häufig als auch gleichmäßig, auf die einzelnen Anschnitte verteilt, auf. Aus diesem Grund wird eine größere Anzahl Beispiele von Dativkonstruktionen besprochen als von Akkusativkonstruktionen. Weiters ist bei den Dativkonstruktionen im Verlauf des Textes eine sowohl sprachliche als auch inhaltliche Entwicklung zu erkennen. Auf diese wird in Kapitel 9 noch genauer eingegangen.

## **8 Prädikatlose Konstruktionen und Infinitivkonstruktionen im Vergleich**

Im Folgenden werden ausgewählte Absätze der Kategorien „prädikatlose Konstruktionen“ und „Infinitivkonstruktionen“ aufgeführt und analysiert sowie miteinander verglichen und zueinander in Verbindung gesetzt, wobei sowohl bei den Infinitivkonstruktionen als auch bei den prädikatlosen Konstruktionen mit möglicher Indexfunktion auf die ihnen folgenden Absätze eingegangen wird. Dabei wird untersucht, ob und wie die ästhetisch ergativischen Konstruktionen als Sinnabschnitte oder Sinnüberschriften fungieren und inwiefern sich im Zuge dessen die in ihnen behandelte Thematik in den auf sie folgenden Absätzen weitergeführt oder wieder aufgegriffen wird.

## 8.1 Prädikatlose Konstruktionen

In diesem Kapitel werden unterschiedliche Ausformungen von prädikatlosen Konstruktionen dargestellt und beschrieben. Dabei werden für jede Unterkategorie jeweils zwei Textpassagen verschiedener Stellen des Buches analysiert. Bei den bildhaften Konstruktionen wird dabei ausschließlich auf die Konstruktion selbst eingegangen, um die Wirkung des nicht vorhandenen Prädikats innerhalb der Textstelle zu beschreiben. Die beiden ausgewählten Konstruktionen, deren Indexfunktion untersucht wird, werden einerseits isoliert betrachtet, andererseits in Bezug zu den ihnen folgenden Absätzen gesetzt. Dabei wird analysiert, ob bestimmte inhaltliche Tendenzen, die in den Konstruktionen mit Indexfunktion auftreten, in diesen Absätzen wiederkehren oder weitergeführt werden.

### 8.1.1 Prädikatlose Konstruktionen als Bildbeschreibung ohne Bewegung

Anhand der folgenden frei gewählten Absätze wird eine stilistische Tendenz beschrieben, welche sich auf alle Konstruktionen dieser Kategorie übertragen lässt. Aus diesem Grund erfolgt anfangs eine allgemeine Beschreibung dieser Tendenz. Anschließend werden die Beispiele dann gesondert erläutert.

Gestern abend, in einer dunklen Seitenstrasse von Bitola, noch dunkler als die dunkle Hauptstrasse: drei Esel reglos im Schneefall, rund um ihren reglosen Herrn, ein Sternbild (A. 136. S. 31)

„Und“: die dicken schwarzen geraden Zedernäste und die Bleileisten der Glasfenster (A. 333. S. 75)

Durch die Abwesenheit eines Prädikats bestehen zwischen den Satzgliedern beider Konstruktionen keine tiefenstrukturellen Verknüpfungen.<sup>51</sup> Daher erfolgt die Kasuszuweisung während des Lesens ausschließlich durch das Mitdenken eines Prädikats, ist aber grammatisch nicht gegeben. Die „Satzglieder“ sind dadurch von einem zentralen Glied, dem Valenzträger, unabhängig.<sup>52</sup> Ohne Verb gibt es somit kein Satzglied ersten Ranges – weswegen alle „Satzglieder“ gleichwertig sind und nicht der Zwang besteht,

---

<sup>51</sup> Schneider, Wilhelm (1959): Stilistische Deutsche Grammatik. Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes. Freiburg. S. 3 f.

<sup>52</sup> Helbig, Gerhard (1999): Deutsche Grammatik: Grundfragen und Abriss. 4., unveränd. Aufl. München: Iudicium Verlag. S. 24 f.



sie den grammatischen Kategorien Subjekt oder Objekt zuzuweisen. Sie stehen nun im weitesten Sinne frei zueinander. Folglich gibt es in diesen Konstruktionen weder einen inneren Bezug, also eine Verbindung zwischen den Satzgliedern, noch eine Verbindung nach außen, da durch das Auslassen des Prädikats kein vollständiger Sprechakt getätigt wurde. Um diesen zu vervollständigen, muss der Leser sich aktiv beteiligen – er wird somit selbst zum Schreiber und ist nicht mehr bloß Empfänger.

Beiden Konstruktionen ist gemein, dass sie eine Sammlung von Eindrücken eines Beobachters darstellen, der sich selbst vollkommen aus dem Bild herauszuhalten versucht. Schon die Verwendung eines Prädikats würde ihn mit der Beobachtung verbinden, da es eine Empfindung seinerseits zum Ausdruck bringen würde. Handke versucht demnach, einen Moment abzubilden, eine Szene zu fixieren, einen Augenblick der Außenwelt festzuhalten, ohne sich selbst als empfindendes Subjekt und somit als Teil dieser Szenen zu sehen. Hierbei ist er an sich zwar gegenwärtig, doch ebenso, wie die „Satzglieder“ frei und nicht an ein Verb gebunden sind, sind die Abbildungen durch die Abwesenheit des Prädikats frei von ihrem Erzähler, der wie eine höhere Instanz ohne Subjekthaftigkeit, ohne Innenwelt über dem Beobachteten steht.

Nominalsätze, die sich durch das Fehlen eines Prädikats auszeichnen, lenken die Aufmerksamkeit auf sinntragende Begriffe. Indem Handke sie als aneinander gereihte Wortblöcke darstellt, werden einprägsame plastische Bilder geschaffen, die sich entweder bewegt oder denkmalhaft ruhig zeigen.<sup>53</sup> Die Leblosigkeit in (A. 136. S. 31) wird inhaltlich dadurch verstärkt, dass beide, an sich zur Empfindung und Handlung fähigen, Subjekte der Konstruktion mit dem Adjektiv „reglos“ behaftet sind. Auch die Dunkelheit der beiden erwähnten Straßen drückt Reglosigkeit aus. Durch die Verwendung des Wortes „Schneefall“ eröffnet sich dem Leser ein starres Bild mit stehenden Schneeflocken, was jeden Gedanken an Bewegung verbietet. Diese Eindrücke werden schließlich durch die direkte Bezeichnung des Beschriebenen als „Sternbild“ verstärkt. Im Unterschied dazu gibt es in (A. 333. S. 75) kein empfindendes oder handelndes Subjekt, somit entbehrt diese Textstelle jeglicher Nähe zu einer Bewegtheit. Die hier ausgedrückte Starrheit wird durch die Beschreibung des einzigen lebendigen Elementes, der Zeder, mit den Adjektiven „schwarz“ und „gerade“ verstärkt und lässt sie eher wie die „Bleileiste“ wirken als wie einen Baum.

Durch diese vom Autor geschaffenen Assoziationen von Zeder und Bleileiste sowie Eseln und Sternbild werden dem Leser neue Zusammenhänge eröffnet, die in ihrer

---

<sup>53</sup> Schneider, Wilhelm (1959): S. 478 f.

Beschreibung zwar vorerst wie ein fertiges Foto oder Gemälde wirken, bei näherer Betrachtung doch vielmehr eine Art Denkvorlage darstellen, mit Hilfe derer sich der Leser ein persönliches Bild schafft bzw. eigene Ideen entwickelt. Denn wie nämlich ist der Zusammenhang zwischen der Bleileiste und dem Ast zu verstehen? Soll ein Gegensatz oder eine Ähnlichkeit angezeigt werden? Der Leser ist gezwungen, dies selbst zu entscheiden. Dabei ist bei (A. 136. S. 31) durch das Adjektiv „reglos“ die Verknüpfung der Glieder innerhalb der Konstruktionen stärker als bei (A. 333. S. 75), da dabei die Frage „Wie *ist* etwas?“ mitschwingt und somit ein Prädikat mitgedacht wird. Dies bedeutet jedoch nur, dass der Leser diesen Zustand der Reglosigkeit der Esel als Information der Textstelle zwar wahrnimmt, nicht jedoch, dass er sich diesen auch bildlich vorstellen kann. Die tatsächliche Vorstellung wäre dabei präziser, in der Art von „drei Esel *stehen* reglos im Schneefall“ oder „drei Esel *liegen* reglos im Schneefall“. Das Adjektiv „reglos“ fordert zumindest ein bewegungsloses Verb. Wäre dieses nicht vorhanden, könnte der Leser auch zu der Vorstellung gelangen, „drei Esel *gehen* im Schneefall“. Es sind grammatisch jedoch keine von einem Prädikat ausgehenden Verknüpfungen gegeben, was zu einer Gleichstellung der Satzglieder führt und weshalb folglich eine etwaige Zuweisung von Subjekt und Objekt tiefenstrukturell nicht vorhanden ist.

Dies reiht sich entsprechend in die postulierte Sprachverwendung Handkes ein, werden dem Leser schließlich keine „phrasenhaften Fertigprodukte“ vorgesetzt, sondern im Gegenteil nur Einzelteile, die er selbst zusammenfügen muss. Überdies lassen sich diese Textstellen entsprechend mit der in Kapitel 5 beschriebenen Kritik an der traditionellen Grammatik verbinden: Durch das Auslassen des Prädikats erscheinen die beschriebenen Szenen viel mehr als Zustände – nicht als eine Handlung. Ein Prädikat könnte hingegen den Eindruck einer Tätigkeit erwecken, die nicht gegeben ist. Vielmehr wird vermittelt, dass Dinge einfach geschehen und es dabei kein Agens gibt, welches aktiv handelt.

Durch das Nichtvorhandensein eines Prädikats besteht folglich keine syntaktische Hierarchie mehr zwischen Subjekt, Prädikat und Objekt – sie sind gleichgestellt und von ihren syntaktischen Funktionen losgelöst. Dadurch besteht keine Verbindung zu einer Weltsicht, die bei der Anwendung dieser Funktionen – durch das Bilden eines Satzes – entsteht.

### 8.1.2 Prädikatlose Konstruktionen als bildliche Vorgangsbeschreibung

Anders verhält es sich in folgenden Konstruktionen, da diese zwar ebenfalls kein Prädikat enthalten, dafür jedoch Elemente, die einen Übergang vom Verb zu einer anderen Wortart darstellen, wie beispielsweise Partizipien oder substantivierte Verben.

Ein Bild Griechenlands: die an den Souvlakistäbchen **Knabbernden** hinter den Fenstern der Züge; und ein Hörbild: neben dem **Klicken** der Spielerwürfel das **Knistern** der Gasofen – und **Kaminflammen**; und ein Wortbild, allgegenwärtig: (...), „in Ordnung“ (A. 259. S. 62)<sup>54</sup>

Die hier enthaltenen substantivierten Infinitive „Klicken“ und „Knistern“, wie auch das aus dem Partizip gebildete Substantiv „Knabbernden“, führen zu einer Belebung der Textstelle. Der Grund hierfür liegt primär darin, dass diese Wörter einen Übergang vom Verb zu einer anderen Wortart bilden. Somit können Leben, Bewegung und Veränderung in die Beschreibung mit einfließen, ohne jedoch, wie das finite Verbum, „das Geschehen in eine Zeit zu verlegen“ oder „in das Spannungsfeld zwischen Woher und Wohin zu geraten“. „Die substantivierten Infinitive bezeichnen somit das Geschehen an sich, zeitlos und ohne besondere Bezüge“.<sup>55</sup> Dabei bleibt der Bildcharakter erhalten und wird nicht zuletzt durch die dreifache Benennung der Eindrücke als „Bild“ noch verstärkt. Hierbei intensivieren die beiden mit „K“ beginnenden Wörter „Klicken“ und „Knistern“ durch ihren onomatopoetischen Charakter das „Hörbild“ noch. Inhalt und Form bestätigen sich hier somit gegenseitig.

Gestern noch: die alten, und jugendlichen, und kindlichen Schachspieler im weiten Spielsaal des Casinos von Puigcerdà (=Cerdagne-Gipfel), gar ernsthaft bei der Sache, manche mit zunehmend sich rötenden Gesichtern, Väter spielend gegen Söhne, Enkel spielend gegen die Großväter, sie alle mit der Kuppel zu ihren Häupten, und draußen auf dem Zentralplatz der Cerdagne-Kapitale im Laternenschein die im Kreis um die mächtige Mittelplatane hockenden Mädchen, und dann der in der Bar, im Rauch und Krach, hoch über die Köpfe gehaltene Säugling, und zuletzt der Mondschein über der winterlichen Hochebene, Dohlengeschrei (A. 1754. S. 320 f.)

Dieser prädikatlose Absatz wirkt wie ein Bild, welches sich von Wort zu Wort vervollständigt. Dabei wird besonders durch das Partizip „spielend“ eine Tätigkeit bzw. ein

<sup>54</sup> Anmerkung: Die Fettschreibung ist zur Hervorhebung nachträglich hinzugefügt.

<sup>55</sup> Schneider, Wilhelm (1959): S. 3 f.

Vorgang beschrieben, der dennoch bildhaft scheint und somit bewegungslos ist. Schneider bestätigt dies, indem er sagt:

„Selbst wenn die Nominalsätze bewegte Vorgänge schildern, scheint eine Versetzung aus der Daseinsform der Zeit in die des Raumes vorgenommen zu sein: die einzelnen, nacheinander gezeigten Bilder und Bildchen wirken mehr stehend als bewegt.“ (Schneider 1959: 478)

Schneider spricht auch davon, dass Nominalsätze lediglich einen „Anruf an die Fantasie des Lesers“ darstellen, „ohne ihr genug für eine bildhafte Vorstellung zu bieten“ (Schneider 1959: 479). Dies scheint dem hier Gesagten insofern zu widersprechen, als schließlich stets die Rede davon ist, dass mit den Konstruktionen Bilder gezeichnet würden. Schneiders Aussage lässt sich demnach nur auf diejenigen Absätze übertragen, welche keine Partizipien enthalten, wie die ersten drei Zeilen von (A. 1754. S.320 f.). Wie auch in (A. 259. S. 62), trifft dort die Aussage zu, zumal dem Leser nur einzelne Wörter vorgegeben werden, die er mithilfe seiner Fantasie selbst zusammenfügen muss. Es fehlen das Prädikat und die damit einhergehenden syntaktischen Verbindungsstellen, um beim Leser von selbst eine bildhafte Vorstellung aufkommen zu lassen. Daraus wird ersichtlich, dass Handke seinem Leser oft nur einen Vorstellungsrahmen liefert, den nun der Leser selbstständig mit eigenem „syntaktischen Mörtel“ (Schneider 1959: 3) auszufüllen hat. Dies trifft ebenfalls auf diejenigen Konstruktionen zu, die zwar kein vollständiges Prädikat, jedoch beispielsweise eine infinite Verbform enthalten. Dort allerdings nur bedingt, da durch eine Konstruktion wie „Väter *spielend* gegen Söhne“ beim Leser durchaus eine bildhafte Vorstellung entsteht. Dennoch wird eine solche Konstruktion unweigerlich vom Leser ergänzt, indem er das Bild, welches durch eine Konstruktion wie etwa „Väter *spielen* gegen Söhne“ entsteht, dazu denkt. Diesem Umstand liegt natürlich nicht zuletzt die morphologische Nähe der Wörter „spielend“ und „spielen“ zu Grunde.

Diese Konstruktionen wirken überdies wie eine Methode, mit welcher diejenigen Aspekte der Sprache umgangen werden können, welche zu Beginn der Arbeit kritisch beleuchtet wurden. So handelt diese Kritik im Wesentlichen davon, dass Prozesse und Zustände in der traditionellen Grammatik oft fälschlicherweise wie ein aktives Agieren wirken, wodurch im weitesten Sinne der Eindruck erweckt werde, dass selbst Dinge wie Schnee oder die Sonne aktiv handeln könnten. Dieser Eindruck wird in den hier aufgeführten Konstruktionen durch das Nichtvorhandensein eines Prädikats verhindert. So werden einerseits Prozesse, die ohnehin kein wirkliches Agieren darstellen, realitätskon-

former ausgedrückt, da Konstruktionen wie „das Klicken der Spielerwürfel“ oder „das Knistern der Gasofen“ einen passiveren Eindruck der sich bewegenden Dinge vermitteln, als es beispielsweise der Satz „Die Würfel klicken“ tun würde. Der Fokus wird somit auf das Geschehen gelegt und nicht auf eine Größe, von der das Geschehen ausgeht. In dem Satz „Die Würfel klicken“ schwingt die Vorstellung mit, dass die Würfel aktiv etwas tun – sie klicken. Doch führen sie in diesem Fall – und wohl ebenso in jedem anderen – keine Handlung aus, sondern sind bloß Folge einer Handlung, bei welcher das Geräusch des Klickens entsteht. Die Würfel stellen eher ein Patiens dar, das passiv in ein Geschehen miteinbezogen wird. Denn die Würfel bewegen sich nicht von selbst, sondern werden bewegt, was eben wiederum zu einem Klicken führt. Dies wird viel deutlicher durch den substantivierten Infinitiv anstelle eines Prädikats ausgedrückt, entzieht sich dieser schließlich der Behauptung, die Würfel oder auch die Öfen würden aktiv etwas tun.

Es werden bei diesen bildhaften Beschreibungen jedoch auch wirkliche Tätigkeiten wie das Schachspielen ohne vollständige Prädikate ausgedrückt, sondern beispielsweise wie in (A. 1754. S. 320 f.) durch Partizipien wie „spielend“. Dies geschieht wohl einerseits aus dem Grund, dass Beschreibungen dieser Art ein stilistisches Mittel sind, etwas bildhaft darzustellen,<sup>56</sup> andererseits drückt eine solche Beschreibung eine gewisse Passivität aller Dinge und Menschen aus – als wären sie Teile eines Prozesses, auf den sie selbst keinen Einfluss haben. Folglich wird auch die Frage aufgeworfen, ob es der freie Wille ist, der einen Menschen dazu bewegt, etwas zu tun, oder ob man entweder schicksalhaft von einer höheren Instanz oder aber von einem unbewussten Teil des Selbst gelenkt wird. Diese Überlegungen erweisen sich auch als treffend für den Inhalt von (A. 1754. S. 320 f.), spiegelt sich in dieser Beschreibung der verschiedenen Generationen doch der Kreislauf des Lebens, in den klar unterschiedenen weiblichen und männlichen Tätigkeiten das Hineingeborenwerden in eine Rolle, die darüber entscheidet, wie man beschrieben wird – Schach spielend mit dem Vater oder im Kreis um eine Platane hockend.

### **8.1.3 Prädikatlose Konstruktionen als Index für nachfolgende narrative Passagen**

Im Folgenden wird dargestellt, dass einige derjenigen prädikatlosen Konstruktionen, die keinerlei verbnahe Konstituenten – also keine Partizipien und dergleichen – enthalten, jeweils als eine Art semantischer Index für die ihnen folgenden Absätze auftreten.

---

<sup>56</sup> Schneider, Wilhelm (1959): S. 478.

Wie in der Linguistik die Präposition als lexikalischer Kopf, also als Kasus gebende Instanz einer Konstruktion gilt, wirkt hier die prädikatlose Konstruktion als Sinn gebender Kopf für die späteren Textpassagen.<sup>57</sup>

Die folgenden Konstruktionen stellen jede für sich vollständige Textabschnitte dar, die jeweils durch Abstände voneinander getrennt sind. Diejenigen Absätze, welche den hier analysierten Konstruktionen vorausgehen, handeln von Handkes Zeit in Ägypten, dem Flug zurück nach Frankreich und schließlich dem Aufenthalt dort.

#### Form, Menschenlicht (A. 323. S. 74)

Betrachtet man diese Konstruktion, fällt zu allererst auf, dass sie nur aus zwei Wörtern besteht – zwei Wörter getrennt durch einen Beistrich und ohne abschließendes Satzzeichen. Des Weiteren zeigt sich, dass es sich bei beiden Wörtern um Nomen handelt. Da nun außer diesen beiden Nomen weder ein Prädikat noch ein anderes „Satzglied“ vorhanden ist, wird die gesamte Aufmerksamkeit auf die beiden Begriffe und ihren möglichen Zusammenhang gelenkt. Dabei zeigt sich das Wort „Form“ als ein sehr alltägliches, bedeutungsreiches und somit in vielen verschiedenen Bereichen unterschiedlich zu gebrauchendes Wort. Das Wort „Menschenlicht“ hingegen – es handelt sich dabei um eine Wortneuschöpfung Handkes – ist ein eher ungewöhnlicher Ausdruck, das weder eine feststehende Bedeutung besitzt,<sup>58</sup> noch eine eindeutige Bedeutung nahelegt. Am ehesten lässt sich der Begriff wohl mit der Seele des Menschen in Verbindung bringen sowie mit einem religiös behafteten Lebenslicht, auf welchem sowohl das Dasein als auch das Menschsein beruht. Versucht man, eine Verbindung zwischen beiden Ausdrücken herzustellen, eröffnen sich verschiedene Möglichkeiten. So kann man einerseits die Frage stellen, welche Form das Menschenlicht annehmen kann oder ob es überhaupt eine Form hat, andererseits lässt sich die Form als das bzw. ein Licht des Menschen interpretieren, ohne das er nicht im Stande wäre, etwas wahrzunehmen. Dies ist in dem Sinne zu verstehen, dass allein durch die Form – ob nun abstrakt oder konkret – dem Menschen die Dinge erkennbar werden.

Betrachtet man nun die auf diese Konstruktion folgenden Absätze, so fällt auf, dass sich diese inhaltlich in diese Thematik einordnen lassen. So spricht Handke im ersten fol-

---

<sup>57</sup> Pasch, Renate (2009): Handbuch der deutschen Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfers (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikeln). Berlin. S. 46.

<sup>58</sup> Anmerkung: Kein Eintrag im COSMAS II: <http://www.ids-mannheim.de> (zuletzt abgerufen am: 20.03.2012).

genden Abschnitt von dem Gesicht eines Schauspielers in seiner Rolle als Sprachlehrer eines Findelkindes (A. 324. S. 74), anhand dessen sich gleich zwei Parallelen ziehen lassen: Einerseits ist schon die Tätigkeit eines Schauspielers insofern eine Art Formgebung, als ein Schauspieler einer nicht real existenten Figur einen Körper, eine Form gibt und sie somit anderen Menschen sichtbar werden lässt. Andererseits ist auch die Stellung des Sprachlehrers eine sehr formgebende – vermittelt er doch dem Lernenden Wörter für Dinge bzw. Zeichen für Wörter, die schließlich nichts anderes darstellen als Formen des Benennens. Weiters sind Wörter die Ausformungen der Sprache bzw. des Sprechens. Man könnte sagen, sie sind „das Licht“ dafür, die Gedanken anderer Menschen begreifen zu können bzw. die eigenen Gedanken verorten und kommunizieren zu können. Diese Überlegungen streifen eine Grundthematik dieser Arbeit, nämlich die Untersuchung, auf welche Weise die Benennung von Wörtern und deren Einteilung in grammatische Kategorien der Wahrnehmung eine bestimmte Form gibt. Des Weiteren ist erwähnenswert, dass genau dieses „ernste, gesammelte, betroffene, mitfühlende Gesicht“ (A. 324. S. 74) Handke als zu diesem Jahrhundert passend erscheint. Es verkörpert für ihn wohl die einzig richtige Reaktion auf die Ereignisse dieser Zeit, die ihm wiederum die Existenz einer Seele im ethischen Sinne beweisen. Dabei ist natürlich auffällig, dass ein Schauspieler durch seine Figur das doch so Menschliche – was nun auch als Ableitung von dem Begriff „Menschenlicht“ gesehen werden kann – verkörpert und nicht eine reale Person. Das könnte darauf hindeuten, dass für den Autor viele Menschen keine solche Seele besitzen, zumindest keine, die durch die Menschlichkeit in ihren Gesichtern bemerkbar ist. Dem Autor fehlt demnach dieses Menschenlicht bei den meisten Menschen, und so sieht er vielleicht den Schauspieler als einen „Sprachlehrer“ für die Seele derjenigen Menschen, deren Seele in ihrem Inneren verborgen ist. Ein Sprachlehrer, der lehrt, menschlich auf seine Umgebung und die Ereignisse, die darin geschehen, zu reagieren. Diese das Übersinnliche thematisierenden Gedanken werden durch die Tatsache noch bestärkt, dass sich Handke zur Zeit seiner Überlegungen beim Grab des Schauspielers befand, welcher Gegenstand seiner Überlegungen ist. Der nächste Abschnitt führt wieder zurück zur Zeichenthematik.

So weit ist es schon mit mir, dass ich das Piepsen eines Vogels mit dem einer elektronischen Armbanduhr verwechsle? (A. 325. S. 74)

Hier handelt es sich offensichtlich um eine Verwechslung von Zeichen, genau genommen einer Verwechslung zweier ähnlich klingender Geräusche. Dabei lassen sich Ge-

räusche ebenso als Zeichen für etwas beschreiben, was wiederum zu einer Vorstellung, einer Form führt. Folglich können Geräusche eine Art „Licht“ für den Menschen darstellen, mit deren Hilfe er Eindrücke miteinander verknüpfen und somit in einer bestimmten Form wahrnehmen kann. Dieser Absatz könnte außerdem auf die Dialektik von Technik und Natur verweisen, findet hier doch eine Verwechslung eines von der Natur gegebenen Geräusches mit einem vom Menschen geschaffenen technischen Geräusch statt, was bedeutet, dass die Assoziation mit der Armbanduhr stärker verankert ist als die mit dem Vogel. Da dieser Umstand hier offensichtlich nicht als etwas Positives wahrgenommen wird, könnte man den Absatz durchaus auch als Kritik an der durch die Gesellschaft, den technischen Fortschritt o.Ä. konditionierte Wahrnehmung bzw. Formgebung der Realität verstehen, die oft unbemerkt das Naturgegebene zu Gunsten des vom Menschen Geschaffenen verdrängt. Besonders auffällig ist auch das Fragezeichen am Ende der Konstruktion, da diese dadurch keine vollständige Aussage darstellt, sondern eine gewisse Offenheit gegenüber dem Leser impliziert. Es besteht demzufolge wieder eine Leerstelle, die der Leser selbstständig auffüllen muss, wodurch seine Gedanken und Ideen nicht passiv, sondern aktiv in den Text miteinfließen. Denn ihm wird nicht eine Aussage präsentiert, die automatisch zu einer eindeutigen gedanklichen Verknüpfungen führt, die Frage fordert den Leser vielmehr direkt auf, selbst zu entscheiden, wie er die Konstruktion verstehen soll – als einen Aussagesatz?

In einem weiteren Absatz heißt es:

Was schaffen die Wiederholungen? Das Sichaufrechterhalten, damit  
Platz (Raum) für die Seele ist (wird) [...] (A. 374. S. 74)

Auch dieser Absatz lässt sich als ein Ausfüllen der in der überschriftartigen Konstruktion offen gelassenen Leerstellen verstehen. Schließlich können „Wiederholungen“ auch als wiederkehrende Formen verstanden werden, welche als bekannt wahrgenommen werden. Diese „Wiederholungen“ können das Selbst somit in dem Sinne „aufrechterhalten“, dass sie als selbstverständlich angesehen werden können und nicht ständig hinterfragt werden müssen. Sie schaffen dadurch eine Erleichterung im Alltag jedes Menschen bzw. überhaupt die Möglichkeit eines Alltags. Denn müsste man vollkommen ohne Stereotype auskommen, wäre man anhaltend damit beschäftigt, jeden Eindruck neu einzuordnen und würde so keine Zeit mehr dafür finden, Gedankengänge jenseits dieser grundlegenden Überlegungen zu führen. Dies reiht sich auch entsprechend in die zuletzt besprochene Thematik der vorhergehenden Textstelle ein. So wird durch das



Fragezeichen ein automatisches Verarbeiten – wie es bei einer „Wiederholung“ einer an dieser Stelle üblicheren Satzform (wie z.B. eines Aussagesatzes) der Fall wäre – verhindert. Die Verarbeitung dieser Konstruktion mit Fragezeichen benötigt demzufolge mehr „Platz“ (im Inneren), als wenn sie einen Aussagesatz darstellen würde, der, wie auch eine wiederholte Wahrnehmung von Dingen, nicht neu eingeordnet werden und Platz einnehmen müsste. Somit „ist“ dann „Platz“ dafür, der „Seele“ oder eben dem „Menschenlicht“ Raum zu schaffen. Dadurch kann sich die Seele entfalten, wird erkennbar und gibt somit dem Menschlichen eine Form.

Auch für eine andere folgende Textstelle scheint die voran stehende Konstruktion „Form, Menschenlicht“ eine Art Kopf bzw. Überschrift oder eine Art Vorverweis darzustellen.

Mein >>Ich<<: benannt, geschrieben, ist immer das (mögliche) Du; hat es zu sein [...](A. 330. S. 75)

Einerseits deutet dieser Absatz auf die Zeichenlehre bzw. auf die Eigenschaften von Personaldeiktika<sup>59</sup> hin und stellt insofern Überlegungen zu dieser Thematik dar, als der Sprecher nur für sich selbst als „Ich“ wahrgenommen wird, für alle anderen aber das „Du“ darstellt. Die Begriffe „Ich“ und „Du“ können also verschiedene Formen annehmen, je nachdem, aus welchem Blickwinkel – man könnte auch sagen, unter welchem „(Menschen)licht“ – sie betrachtet werden oder auf welche Seele sie sich beziehen. Dies sollte man beim Gebrauch des Wortes „Ich“ und auch von Deiktika im Allgemeinen stets bedenken, wie aus der Passage „hat es zu sein“ gefolgert werden kann. Andererseits kann man den Absatz auch dahingehend verstehen, dass alles miteinander verbunden ist und man somit nicht nur „Ich“ ist, sondern auch alles und alle anderen – eine Sichtweise, wie sie beispielsweise im Buddhismus propagiert wird. Folglich wird es so unabdinglich, seine eigene Existenz als Möglichkeit unter vielen zu betrachten, schließlich hätte jeder auch die Form des „möglichen Du“ annehmen können – also die „Form“ eines anderen „Menschenlichtes“. Dies lässt sich entsprechend mit dem vorangehenden „Schauspielerabschnitt“ verbinden, welcher davon handelt, mitfühlend gegenüber seiner Umwelt zu sein und nicht zu sehr in sich selbst zu leben. Die Passage „hat es zu sein“ ist demnach auch ein Aufruf dazu, die Schicksale der anderen so sehr an sich, an seine Seele heran zu lassen, als seien sie das eigene.

---

<sup>59</sup> Cheang, Kiseang (1990): Semantik der Deixis: eine organismische Analyse sprachlicher Deixis. Opladen. S. 52 f.

Es folgt nun ein neuer Sinnabschnitt, der im dritten Teil<sup>60</sup> von *Gestern unterwegs* zu finden ist und sich örtlich einem Aufenthalt Handkes an der spanischen Grenze in Frankreich zuordnen lässt.

„Der Baldachin der Müdigkeit“; unter dem Baldachin der Müdigkeiten (A. 1746. S. 319)

Auch diese prädikatlose Konstruktion scheint als eine Art Überschrift für die darauf folgenden Absätze zu fungieren, eröffnet sie doch eine Thematik, die in den weiteren Absätzen fortgeführt wird bzw. sich darin auf verschiedene Weise wieder finden lässt. Durch die vollkommene Abwesenheit eines Prädikats oder einer prädikatsnahen Konstituente zeigt sich die Konstruktion als eine völlig unpersönliche, wodurch jeglicher grammatischer und inhaltlicher Bezug zur erzählenden oder einer beschriebenen Person wegfällt. Auch wird dadurch die Aufmerksamkeit alleine auf die Nomen der Konstruktion gelenkt und werden diese somit als einzig wichtige Elemente der Aussage präsentiert. Dadurch, dass der Absatz durch das Fehlen des Prädikats keinen greifbaren inneren Zusammenhang hat und folglich auch nicht in sich geschlossen wirkt, scheint er offen zu stehen für Verbindungen nach außen und lässt sich zugleich, wie im Folgenden dargestellt, zu den nachstehenden Absätzen in Bezug setzen.

Schon der in Anführungszeichen stehende Teil der Konstruktion wirkt durch die Hervorhebung wie eine Hauptüberschrift. Der Teil nach dem Semikolon erscheint als eine Art Untertitel, der wie eine Regieanweisung für die folgenden Beschreibungen wirkt oder sogar selbst wie ein Baldachin, unter dem sich die folgenden Passagen befinden. Es ergibt sich demnach eine Übereinstimmung von Form und Inhalt.

Der Baldachin als solcher bezeichnet eine Art Dach, einen Himmel oder im christlichen Sinne eine Art Würdezeichen für denjenigen, der sich darunter befindet. Hier im metaphorischen Sinne auf die Müdigkeit bezogen, kann er Verschiedenes ausdrücken, so wie auch die Müdigkeit unterschiedlicher Natur sein kann, was schon durch den Plural „Müdigkeiten“ ersichtlich ist. So kann Müdigkeit einerseits als etwas Unangenehmes, Bedrückendes auftreten, was einen Menschen in seinem Tun aufhalten oder in seinem Denken beeinträchtigen kann. In diesem Sinne wäre dann „Der Baldachin der Müdigkeit“ eine Art Last, die man unweigerlich mittragen muss und die stetig von oben hinunterdrückt. Andererseits gibt es jedoch auch diejenige Müdigkeit, die sich wie ein Schleier über die Wahrnehmung legt und somit ein angenehmes Gefühl der Gelassenheit be-

---

<sup>60</sup> Dies bezieht sich auf die hier vorgenommene Aufteilung des Buches in fünf Teile.

wirkt. Insofern wäre der „Baldachin der Müdigkeit“ als ein schützendes Dach zu verstehen, welches an jedem Ort das Empfinden von heimatlicher Sicherheit vermittelt.

Im ersten folgenden Absatz heißt es nun:

Dieses Gehen, nun wie lange schon unterwegs?, mit dem Gewicht, dem heimeligen, auf dem Rücken, sollte keine Besonderheit sein, sondern Teil meines künftigen Lebens (A. 1747. S. 319)

Was hier sofort auffällt, sind die Überlegungen zu Heimat und Fremde und deren Bewertung. „Dieses Gehen“, was hier wie ein Ausruf wirkt, erscheint so als etwas Belastendes, von welchem der Erzähler ermüdet zu sein scheint, was auch die darauf folgende Frage bestätigt. Das Gehen scheint vor allem deswegen belastend zu sein, da das „heimelige Gewicht auf dem Rücken“ liegt. Daher tritt hier „das Heimelige“ als etwas Negatives auf, welches das Gehen erschwert. Es löst wohl, wie auch das Gehen selbst, eine Müdigkeit aus, die nun wie ein Baldachin über dem Wandernden liegt. In diesem Fall jedoch nicht wie einer, der über ihm schwebt und ihn schützt, sondern wie einer, dessen Gewicht er selbst zu tragen hat. So kann man entweder annehmen, Handke empfindet die Gedanken an seine Heimat belastend oder aber er verspürt ein „heimeliges“ Gefühl, was ihn dann jedoch daran erinnert, dass er seine Heimat noch nicht gefunden hat. Dies wird auch durch das Wort „sollte“ bestätigt: Es „sollte keine Besonderheit sein, sondern ein Teil meines künftigen Lebens“. Dadurch wird deutlich, dass das Gehen in der Fremde mit einem heimatlichen Gefühl vereint werden sollte, indem entweder die Fremde, gleich an welchem Ort, die Heimat ist oder aber die Heimat, an einem anderen Ort, schützend über seinem Gehen schwebt, wie ein Baldachin einer Gelassenheit und Sicherheit vermittelnden Müdigkeit.

Auch der nächste Absatz lässt sich entsprechend in diese Thematik einordnen.

In meiner Begier, zu sehen, zu sehen, werde ich noch einmal aus dem Fenster, von einem Felsen, aus dem fahrenden Zug stürzen? (Im Gasthof am rio Segre, dessen Rauschen das ganze Zimmer füllend, wie damals im Gasthof Crna Prst von Bohinj, Slowenien, die Wocheiner Save) (A. 1748. S. 319)

Auffallend sind hier in erster Linie die vielen metaphorisch aufgeladenen Begriffe. Demgemäß wird das Fenster unweigerlich mit einem Bild in Verbindung gebracht, oder vielmehr mit einem einzelnen Bildausschnitt, welcher bei dem Blick aus einem Fenster sichtbar wird. Ein Bild wiederum ist etwas Bewegungsloses, eine Momentaufnahme,

die still steht – ganz im Gegensatz zu dem, was durch einen fahrenden Zug vermittelt wird, steht er doch für Bewegung, Vorankommen oder schlicht für das Leben selbst. Der Fels wiederum verkörpert etwas Starres, Unbewegliches und damit zwar oft einen sicheren, meist jedoch auch einen kalten, einsamen Ort. Der Absatz drückt demnach ein Dilemma des Erzählers aus, nicht zu wissen, auf welche Weise er sein Leben verbringen soll, ohne dabei etwas zu verpassen. Denn seine „Begier zu sehen“, die nichts anderes darstellt als ein „Nicht angekommen Sein“ ein „Auf der Suche Sein“ nach etwas, vielleicht der Heimat und resp. oder sich selbst, scheint ihn unweigerlich irgendwann zum Stürzen zu bringen, was nun – je nachdem, woraus oder wovon er stürzt – auf andere Ängste bezogen werden kann.

Der Sturz aus dem Fenster deutet auf die Angst hin, alles könnte an ihm vorbei fahren, während er sich die Zeit nimmt, alle Details der sich ihm eröffnenden Bilder zu betrachten. In diesem Fall bliebe er starr, während um ihn herum alles in Bewegung und fortlaufend wäre. Dies würde in letzter Konsequenz seine Einsamkeit bedeuten. Möglicherweise wird jedoch auch auf die Angst verwiesen, immer hinter dem Fenster zur Welt zu bleiben, sie nur zu betrachten, statt sie zu betreten und zu leben.

Der Sturz aus dem fahrenden Zug könnte dementsprechend die Angst bedeuten, nur durch das Leben hindurch zu fahren und alles zu betrachten, ohne jedoch auszusteigen und selbst Teil davon zu werden und dadurch eventuell etwas Wichtiges zu verpassen – vielleicht sogar das Wichtigste. Die Angst könnte ebenso in dem Sinne gedeutet werden, schlicht aus dem Zug, dem Leben selbst heraus zu fallen, in dem Sinne, dass man zu lange alleine ohne Alltag, ohne Zuhause gelebt hat und es einem dann nicht mehr gelingt in sein gesellschaftliches Leben zurück zu finden.

Der Sturz von einem Felsen symbolisiert wohl die Angst, dass der sichere Fels, von welchem aus alles überblickbar zu sein scheint, zu einem Fels der Einsamkeit werden könnte, von welchem man sich nur noch durch den Sturz ins Leere entfernen kann.

Handke befindet sich wohl unter dem Baldachin verschiedener Müdigkeiten: Einerseits der Müdigkeit des heimatlosen Reisens, die mit der Angst verbunden ist, nirgends ankommen zu können und damit einsam zu bleiben. Dies wird sowohl durch die verschiedenen Stürze symbolisiert, als auch durch den Ort des Gasthauses, in dem sich Handke zur Zeit dieser Gedanken befindet, denn er ist eben nur „Gast“ in diesem Haus. Es bedeutet keine Heimat, wie auch das Gasthaus nicht, an welches er sich durch das Rauschen des Flusses erinnert. Denn während sein Leben an ihm vorbei rauscht, wie die Flüsse bei den Gasthäusern, ist er stets nur Gast in dieser Welt und hat noch kein Zu-

hause in ihr.

Andererseits umgibt ihn gleichzeitig jene sorgenbefreiende Müdigkeit, die ihm, obwohl er allein in einem Gasthaus verweilt, ein heimatliches Gefühl bereitet. Dieses wird durch das bekannte Flussrauschen noch verstärkt, erfüllt das Rauschen doch „wie damals“ den gesamten Raum, wirkt sicher und beruhigend in seiner stetigen Gleichmäßigkeit. Somit scheint alles in Ordnung und der Fluss der Zeit ohnehin unaufhaltsam. Entsprechend fügt sich auch der folgende Absatz in diese Thematik und wird daher ebenfalls dem Sinnabschnitt der prädikatlosen Konstruktion untergeordnet.

Sitzenkönnen (Za-Zen), tage- und tagelang, so wie zum Beispiel der Alte vor einer Woche oder mehr vor dem Bahnhof von Perpignan, so wie die Alte von Caldégas jetzt, die immer noch, wie vor vier Tagen, als ich da vorbeiging, an der Dorfstraße in der Sonne sitzt, und sitzt, und sitzt. (A. 1749. S. 319 f.)

Das aus den beiden Verben „sitzen“ und „können“ gestaltete Nomen „Sitzenkönnen“ wird hier wohl als eine Art Übersetzung des Begriffs „Za-Zen“, das eine buddhistische Meditationspraxis bezeichnet, verwendet. Somit stellt dieses Nomen eine persönliche Übersetzung des Erzählers dar, wohl in dem Sinne, welche Eigenschaft oder welche Bedeutung das „Za-Zen“ für ihn hat bzw. welche für ihn am wichtigsten ist. So scheint es, als würden auch in dieser Passage die Themen des Reisens, des Ankommens und der Heimat fortgeführt. Denn zumindest erwähnenswert sind die beiden alten Menschen, die so lange an einem Platz sitzen, wenn dabei nicht sogar eine Art Bewunderung seitens des Autors zu bemerken ist, sind diese Personen doch nicht (mehr) davon getrieben, alles sehen zu müssen. Sie haben keine Angst, etwas zu verpassen, sei es nun, weil sie schon so viel erlebt haben und müde sind vom Leben oder aber, weil sie gelernt haben, sich Zeit zu nehmen für die Dinge, das Dasein an sich zu genießen und dem Leben und somit jedem Tag mit einer selbstverständlichen Gelassenheit zu begegnen. Wie man es auch betrachtet, sie scheinen angekommen zu sein, nicht mehr auf der Suche nach Fremde oder Heimat, nicht mehr auf der Suche nach etwas Neuem. Man könnte sagen, sie befinden sich unter dem Baldachin *einer* Müdigkeit, sei es nun einer gelassenen oder einer stagnierten. Ist es nicht auch genau ein solch stetiger Zustand, nachdem sich der wandernde Handke zeitweise sehnt? Er scheint doch meist getrieben zu sein von der Gier, Neues zu erleben, Unbekanntes zu sehen, und möchte eigentlich auch einfach nur irgendwann einmal irgendwo angekommen sein, ohne von dem Gefühl begleitet zu sein, an anderer Stelle noch etwas verpassen zu können.

In der nächsten Kategorie werden Textstellen besprochen, die ähnliche indexikalische Tendenzen aufweisen wie die hier besprochenen prädikatlosen Konstruktionen.

## 8.2 Infinitivkonstruktionen

Die Konstruktionen, welche ich in diesem Kapitel analysiere, stammen vor allem aus den ersten Abschnitten von *Gestern unterwegs*, da diese sich einerseits für die Darstellung als besonders anschaulich erweisen, andererseits die Häufigkeit der betreffenden Konstruktionen im Laufe des Textes nachlässt. Auf diesen Umstand wird am Ende dieses Kapitels allerdings noch genauer eingegangen.

Köller stellt in seinen Ausführungen über die perspektivische Wirkung der verschiedenen Kasus fest, „dass der Nominativ als Instruktionsmittel dazu dient, eine Vorstellung als Grundvorstellung zu kennzeichnen, die durch weitere Vorstellungen zu ergänzen ist“ (Köller 2004: 401). Da in den Konstruktionen dieser Kategorie jedoch kein „Satzglied“ im Nominativ vorhanden ist, fehlt auch die Grundvorstellung, die der Leser nun selbst ergänzen muss. Welche Folgen dieses Nichtvorhandensein außerdem hat, wird anhand des nachstehenden Beispiels erläutert.

Den Geist gliedern mit Hilfe der Form [...] (A. 14. S. 9)<sup>61</sup>

Die Konstruktionen, die in diesem Kapitel analysiert werden, weisen weder eine handelnde oder empfindende Person noch ein Satzglied auf, welches mit dem Nominativ markiert ist und somit grammatisch als Subjekt gelten würde. Wollte man dennoch einem Satzglied Subjektcharakter zuschreiben, müsste es ein als Objekt markiertes Satzglied sein. Subjektlos bleiben die Konstruktionen jedoch ohnehin, was sich insbesondere daran zeigt, dass die einzigen Satzglieder, die verbal gebraucht werden können, Infinitivformen darstellen, die keine Verbindung zu primären Satzgliedern eingehen und diese somit auch nicht in ihrer Deklination bestimmen. So bleibt beispielsweise die Frage offen, wer oder was in der Formulierung „den Geist gliedert“, ob das überhaupt geschieht oder ob es jemand tun sollte. Wie bei den prädikatlosen Konstruktionen wird hier eine Leerstelle eröffnet, welche der Leser selbst ausfüllen muss, um zu einer bildli-

---

<sup>61</sup> Anmerkung: Die Konstruktion wurde ausgewählt, obwohl im selben Abschnitt noch ein Verb vorkommt, da die behandelte Konstruktion durch einen Punkt abgeschlossen ist. Punkte kommen im behandelten Text selten vor, vor allem bei solch kurzen Absätzen. Deswegen lässt sich die behandelte Konstruktion gesondert betrachten. Zudem wird sie hier nur als Beispiel für eine solche Infinitivkonstruktion aufgeführt und nicht gänzlich im Kontext analysiert.

chen Vorstellung zu gelangen. Anders als bei den prädikatlosen Konstruktionen ergänzt der Leser hier jedoch nicht das „Was?“ sondern das „Wer?“ – die Ebenen von Autor und Leser vermischen sich folglich erneut.

Weiters gelten Infinitivkonstruktionen als Aktivformen mit passivischer Bedeutung. So kann also, wie bei einer Passivkonstruktion, auch hier der Täter ausgelassen werden, was die gewohnte Blickrichtung umkehrt und den Fokus allein auf das Geschehen legt, ohne jedoch anzugeben, was oder wer es verursacht.<sup>62</sup> Laut Eroms haben Passivsätze ohne Satzglied, das in aktiver Form Subjekt wäre, Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Dies lässt sich auch auf die hier aufgeführten Beispiele übertragen,<sup>63</sup> wirken diese doch sehr wie Leerformeln, die auf nichts Bestimmtes verweisen und mit unterschiedlichstem Inhalt aufgefüllt werden können. Somit weisen die Konstruktionen durchaus auch phraseologische Züge auf, werden diese schließlich auch auf Grund ihrer Mehrdeutigkeit häufig auf unterschiedlichste Geschehnisse übertragen.<sup>64</sup> Diese Absätze verweisen also nicht auf die erzählte Welt, sondern stellen eher einen Rahmen für diese dar.<sup>65</sup> Dieser Rahmen kann dahingehend verstanden werden, dass die Infinitivkonstruktionen eine Art Aufforderung an den Leser darstellen, in dem Sinne, auf welche Weise dieser die erzählte Welt verstehen, aus welchem Blickwinkel er sie betrachten solle. Zudem lassen sich die Konstruktionen auch als Verweis auf die Innenwelt des Erzählers in der Art verstehen, dass sie zeigen, wie er die Außenwelt bzw. die erzählte Welt wahrnimmt, wie diese in ihm arbeitet. Die Absätze zeigen sich in ihrer Subjektlosigkeit schließlich auch viel mehr als Zustand oder Vorgang und nicht als eine Handlung.<sup>66</sup> Dieser Vorgang scheint jedoch automatisch abzulaufen; er braucht keinen Täter, der ihn lenkt. Er stellt wie das „Es“ (in „Es regnet“) eine höhere Instanz dar, eine Kraft, die, ohne etwas Greifbares zu sein, Dinge bewirkt.

Im Weiteren wird nun anhand zweier Beispiele gezeigt, wie diese Infinitivkonstruktionen als Rahmen für die ihnen nachstehenden Textpassagen wirken. Die Frage, ob diese sich auch auf den gesamten Text beziehen lassen, kann hier auf Grund des begrenzten Rahmens dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Die im Folgenden analysierten Infinitivkonstruktionen lassen sich demnach, in selber Weise wie die oben dargestellten prädikatlosen Konstruktionen mit Indexfunktion, als eine Art Kopf für die ihnen folgenden

---

<sup>62</sup> Eroms, Hans-Werner (2008): *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin. S. 166 f.

<sup>63</sup> Eroms, Hans-Werner (2008): S. 169 f.

<sup>64</sup> Burger, Harald (2010): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 4., neu bearbeitete Auflage. Berlin. S. 13 f.

<sup>65</sup> Möller, Georg (1968): *Praktische Stillehre. Maßstäbe für die Sachprosa Zweckbestimmte Ausdrucksformen Formulierungsansatz und Ausformulierung*. Leipzig. S. 99 f.

<sup>66</sup> Schneider, Wilhelm (1959): S. 260 f.

Absätze auslegen, da diese stets im Rahmen der sinngebenden Infinitivkonstruktionen gedeutet werden, was die nachstehenden Ausführungen zeigen.

Den Säuglingsblick zum Himmelslicht wiederholen, bis zum Ende  
(A. 12. S. 9)

Auch auf diese Konstruktion lassen sich diejenigen Feststellungen übertragen, welche Infinitivkonstruktionen im Allgemeinen betreffen und schon anhand des ersten Beispiels dieser Kategorie herausgearbeitet wurden. Hier wird nun zudem untersucht, inwiefern sich diese Konstruktion mit den ihr nachfolgenden Absätzen in Verbindung setzen lässt bzw. ob sie genauso wie einige der prädikatlosen Konstruktionen als eine Art Kopf für einen Sinnabschnitt zu bewerten ist. Zunächst wird jedoch erläutert, wie die Passage für sich selbst zu verstehen ist. Durch ihre Leerformelhaftigkeit und die metaphorisch aufgeladenen Begriffe lässt sich keine exakte Bedeutung ableiten. Der Säuglingsblick kann hier als ein Blick verstanden werden, der die Welt noch ohne vorgefertigte Muster wahrnimmt und somit zugänglich für verschiedene Blickwinkel ist – er ist demnach noch frei von „Wiederholungen“.

Das Himmelslicht kann einerseits als etwas Göttliches oder als Gott an sich verstanden werden, andererseits jedoch auch schlicht als die Voraussetzung für das Wahrnehmen der Welt, kann diese in ihrer derzeitigen Form schließlich nur auf Grund des Lichts – also der Sonne – existieren. Folglich kann die Passage dahingehend verstanden werden, dass jeder Blick stets rein wie einer der ersten Blicke des Lebens sein solle und somit immer staunend wie der Blick eines Säuglings. Während des ganzen Lebens soll demnach alles in der Weise betrachtet werden, als würde man es erstmalig wahrnehmen. So erscheinen alle Dinge immerzu in neuer Weise und im Gegensatz zu einem Blick der Erfahrung, durch den alle Dinge bekannt erscheinen, können durch den Säuglingsblick alle Dinge stets neu eingeordnet und bewertet werden. Denn auch wenn etwas wiederholt geschieht bzw. wiederholt wird, ist es doch nie vollkommen gleichwertig. Der Säuglingsblick ist somit erwartungslos und erkennt dadurch möglicherweise Dinge, kleine Veränderungen oder andere Perspektiven, welche dem abgeklärten Blick der Erfahrung verborgen bleiben. Hier lässt sich Preußers Darstellung der kindlichen Wahrnehmung gegenüber der eines Erwachsenen einreihen.

„Doch es gibt eine Reihe von Vorentscheidungen, die es Subjekten, meist unbewusst, unmöglich machen, sich auf die umgebende Dingwelt, auf die Natur und die anderen, die Mitmenschen, kurz: auf die



Umwelt tatsächlich einzulassen. Da ist zunächst die Zielorientierung der Perzeption, das selektive Wahrnehmen dessen, was für Handlungskontexte notwendig ist. Das Abseitige und Nebensächliche, wie das Kleine und Unbedeutende, geraten aus dem Blick. Gesehen wird, was etwas bedeutet und dadurch Ordnung und Orientierung gewährleistet. [...] Die kindliche Empfindungs- und Wahrnehmungsfähigkeit ist dagegen pluraler angelegt, weniger restringiert durch teleologische Vorgaben. Weil das Kind sich viel seltener als souveränes Subjekt denn als Teil seiner Umgebung erlebt, bleibt es offener als der zweckorientierte Charakter des Erwachsenen: Es lässt sich ablenken, verführen, verzaubern von der Welt um es her.“ (Preußner 2009: 223)

Dies ist zumindest eine Lesart des Säuglingsblickes, so lässt sich diese Beschreibung schließlich auch vergleichbar in Handkes Darstellung der Wahrnehmung und Wiedergabe seiner Umwelt in *Gestern unterwegs* einordnen. Daneben kann der Absatz auch in dem Sinne verstanden werden, dass der Blick tatsächlich im wörtlichen Sinne immer wieder zum Himmel gerichtet werden sollte und zwar auf kindliche Weise staunend und fragend. Man soll sich demnach stets fragen, was wohl dieses Himmelslicht wirklich ist, woher es kommt und wozu es da ist, ohne vorgefertigte Muster und Blickwinkel. Betrachtet man den folgenden Absatz, so kann man feststellen, dass dieser sich entsprechend in die Thematik einordnen lässt, welche in der Infinitivkonstruktion aufgegriffen wurde.

Die Wiederholung als die Erfüllung, die Fülle der Zeit – siehe auch die Wiederholung des Alten Testaments im Neuen (A. 13. S. 9)

Zunächst fällt auf, dass in diesem Absatz, wie in der Infinitivkonstruktion, das Wort „Wiederholung“ vorkommt, hier sogar zweifach. Man kann demnach schon allein durch das Vorkommen dieses Wortes eine inhaltliche Verbindung vermuten. Es würde folglich in jedem Fall Sinn ergeben, wenn sich der Anfang dieses Absatzes auf die Infinitivkonstruktion beziehen ließe, und zwar in dem Sinne, dass die „Wiederholung des Säuglingsblicks“ eine Art „Erfüllung“ darstellt. In diesem Fall läge sehr nahe, dass die Erfüllung und somit auch das Himmelslicht religiös zu verstehen sind, in dem Sinne, dass der Blick zu Gott nie aufgegeben werden darf und die Wiederholung dieses Blickes, welcher sich im Wesentlichen als der Glaube an sich deuten lässt, schon die göttliche Erfüllung selbst darstellt. Diese Deutung wird durch die Erwähnung der beiden Testamente zusätzlich untermauert.

Die Wiederholung als die „Fülle der Zeit“ lässt sich indessen dahingehend verstehen,

dass sich jedes Geschehen auf der Welt stets wiederholt. Sei es einerseits die offensichtliche Wiederholung von Leben und Tod, andererseits die Tatsache, dass in allem Neuen sämtliches Vergangene enthalten ist bzw. mitwirkt, so wie das alte Testament im Neuen. Somit scheint alles miteinander verbunden zu sein. Dadurch wird ein Bezug zu der Infinitivkonstruktion hergestellt, handelt diese schließlich davon, trotz der Wiederholung alles unvoreingenommen zu betrachten und zu bewerten. Es fällt nun zudem auf, dass sich ebenfalls Themen wiederholen, die an verschiedenen Stellen von *Gestern unterwegs* aufgegriffen werden, dabei aber stets in verschiedene Zusammenhänge gebettet sind. Darauf wird jedoch erst in Kapitel 9 noch genauer eingegangen.

Auch der nächste Absatz lässt sich als thematische Fortführung der vorhergehenden Konstruktion interpretieren.

Den Geist gliedern mithilfe der Form. Sonst weht und wirkt er nicht  
(Bahnhof Koper, windgerillte Pfützen, rauschendes Schilf) (A. 14.  
S. 9)

So müssen schließlich die Wiederholungen, mit denen der Geist stetig gefüllt wird, in eine Form gebracht werden, sodass sie Teil einer bewussten geistigen Verarbeitung werden können. Schon allein die Vorstellung, die man mit einem sprachlichen Ausdruck verbindet, stellt eine Formgebung dar, wodurch das Gesagte in unser vorhandenes Wissen eingeordnet wird. Der Geist kann nur durch Formen bzw. Formgebung funktionieren, was wiederum ausschließlich durch die Wiederholung von bereits Gesehenem oder Gehörtem in dem Sinne gelingen kann, dass neue Eindrücke mit bereits bestehenden in Verbindung gebracht werden. Es ist also eine Gratwanderung zwischen einer immer unvoreingenommenen Wahrnehmung der Außenwelt und der zum Verständnis nötigen Verknüpfung mit vorhandenen Strukturen der Innenwelt. Diese Verknüpfung kann schließlich dazu führen, dass Dinge leichtfertig mit anderen gleichgesetzt werden, was ein erneutes Nachdenken darüber überflüssig scheinen lässt, wodurch wiederum das Erlangen von neuen Erkenntnissen verhindert wird. Diese Thematik tritt in *Gestern unterwegs* wiederholt auf, schließlich war sie auch Teil der Analyse der prädikatlosen Konstruktionen mit Indexfunktion. Es finden folglich auch Wiederholungen innerhalb Handkes Textes statt, die zwar miteinander verglichen, jedoch nicht gleichgesetzt werden sollten. Diese Begebenheit wird im Zuge des Vergleichs der beiden bisher besprochenen Kategorien erneut aufgegriffen und genauer erläutert.

Der anschließende Absatz, welcher von einem Spaziergang des Erzählers in der Däm-

merung und in der Nacht handelt, reiht sich schon deswegen in die Thematik ein, da Wörter gebraucht werden, welche mit Licht in Verbindung gebracht werden können. Es wird entsprechend an einigen Stellen des Absatzes eine Lichtquelle beschrieben, die im Gegensatz zu der sonst herrschenden Dunkelheit steht. So heißt es beispielsweise: „[...] die überall offenen beleuchteten Schuppen neben den sonst finsternen Häusern, [...]“ oder an anderer Stelle „[...] erleuchtet die Personenzüge, vorausleuchtend ins Dunkel [...]“ (A. 16. S. 9 f.). Der Ausdruck „erleuchtet“ lässt dabei wieder an etwas Göttliches denken, nicht zuletzt wegen der vorher gebrauchten Wörter „Himmelslicht“, „Erfüllung“ und der Erwähnung der Testamente. So können die verschiedenen Lichtquellen im Dunkeln als ein (göttliches) Licht gedeutet werden, welches dem Wandern- den den Weg weist oder ihm Hoffnung gibt, heißt es doch an einer weiteren Stelle: „[...] langes Laufen im Dunkeln, auf einmal am Himmel das Erscheinen der Sterne im Wol- kenfeld, das Laufen erleichternd, [...]“. Auch die am Himmel erscheinenden Sterne erinnern sehr an das „Himmelslicht“ – es findet demnach ebenfalls eine Wiederholung statt. Der christliche Aspekt der Deutung wird überdies dadurch bestätigt, dass der Er- zähler in dieser Passage eine Kirche besuchen möchte, diese jedoch nicht mehr aufge- sperrt wird und ihm somit nur „der Blick durch das Eisengatter“ bleibt. Weiter ist auch von einem Schatten die Rede, der „wie gekreuzigt“ scheint, was sich ebenfalls entspre- chend in eine christliche Deutung einfügt.

Eine weitere Infinitivkonstruktion findet sich an späterer Stelle von *Gestern unterwegs*. Auch anhand dieser metaphorischen Konstruktion soll nun untersucht werden, ob sie als sinngabendes Element für die nachfolgenden Textstellen fungiert.

Mit dem Licht der Zwischenräume arbeiten (Busbahnhof Dubrovnik)  
(A. 89. S. 22)

Auch in dieser Konstruktion ist kein mit dem Nominativ markiertes Subjekt vorhanden. Außerdem besteht durch den Infinitiv als einziges verbales Element keine Verbindung zwischen diesem und den Satzgliedern. Es bestehen somit auch keine syntaktischen Ränge, durch die ein „Satzglied“ als Subjekt markiert und als gewichtiger als ein Objekt dargestellt werden würde. Folglich stehen die „Satzglieder“ im weitesten Sinne frei zu- einander, was durch das Nichtvorhandensein eines satzabschließenden Punktes zusätz- lich verstärkt wird. Der Absatz steht schon aus diesem Grund in Verbindung zu den folgenden. Doch enthält die Textstelle durchaus eine Konstituente, die etwas vorgibt. So zeigt sich die Präposition „mit“ als Kopf der Konstruktion, die dem nachstehenden Sub-

stantiv den Kasus vorgibt.<sup>67</sup> Dementsprechend könnte ebenso die gesamte Konstruktion als sinngebender Kopf für die nachfolgenden Textabschnitte gelten. So wie die Präposition stets bei den an sie gebundenen Elementen mitschwingt, so schwingt vielleicht auch die Bedeutung dieser Konstruktion bei den anschließenden mit.

Betrachtet man den Inhalt des Absatzes, so fällt auf, dass dieser phrasenhafte Züge aufweist, sich also nicht auf einen bestimmten Sachverhalt bezieht, sondern eine symbolisch wirkende Handlungsanweisung darstellt, welche mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen werden kann.<sup>68</sup> Demzufolge können „das Licht“, „die Zwischenräume“ und „arbeiten“ jeweils auf unterschiedliche Dinge bezogen werden bzw. für unterschiedliche Dinge stehen, je nachdem, in Bezug auf welche Thematik sie angewandt werden.

Allgemein betrachtet, könnte die Aussage dahingehend verstanden werden, dass Handke auf diese Weise arbeitet und resp. oder postuliert, dass zwischen den Zeilen gelesen werden soll – also das verwendet werden soll, was zwischen zwei möglicherweise gegensätzlichen Bedeutungen außerdem vorhanden ist. Es sollen nicht nur die Wörter, Dinge, Inhalte an sich, sondern auch die zwischen ihnen liegende Leerstelle betrachtet werden. Ebenso soll der Blick genau und ausführlich sein und damit auch bis hinter die Dinge reichen. Es soll nicht alles auf die Weise verstanden werden, wie es auf den ersten Blick scheint, man soll vielmehr den Betrachtungen Raum geben für andere, neue Möglichkeiten, die hier durch das „Licht“ dargestellt werden. Dies kann auch wie eine Art Rätsel begriffen werden, dessen Ziel es ist, etwas zu erkennen, was erst durch intensive Betrachtung sichtbar wird, und in Dingen, die offensichtlich scheinen, auch das zu entdecken, was nicht offensichtlich, aber möglicherweise sinnvoll ist, auch wenn die Verbindung dazu nur gering ist. Dabei kann die Konstruktion auch als Aufforderung des Erzählers bzw. Autors verstanden werden. Es ist dabei jedoch nicht ersichtlich, an wen diese Aufforderung gerichtet ist, an den Leser oder den Erzähler selbst. Diese Mehrdeutigkeit verstärkt natürlich auch den Eindruck der Allgemeingültigkeit der Aussage, die somit als Handlungsanweisung für jede Person angesehen werden kann. Außerdem verweist diese Konstruktion erneut auf die Leerstellenthematik, welche sich nun durch die Allgemeingültigkeit dieser Konstruktion in ihr zu bündeln scheint. So entsteht doch in allen hier dargestellten Konstruktionen, die ein „Satzglied“ entbehren, eine Leerstelle, die sich auch als eine Art Zwischenraum bezeichnen lässt, mit welchem der Leser in der Weise selbständig arbeiten muss, dass er selbst die Konstruktionen noch aktiv erweitern muss, damit sie für ihn einen Sinn ergeben.

---

<sup>67</sup> Pasch, Renate (2009): S. 46.

<sup>68</sup> Burger, Harald (2010): S. 13 f.

Zudem ist interessant, dass sich zwischen den einzelnen Textabschnitten jeweils auch eine Leerstelle im wörtlichen Sinne befindet. Diese Leerstellen zeigen zwar offensichtlich den Anfang und das Ende der jeweiligen Absätze auf, können dennoch in diesem Sinne auch als (Zwischen-) Raum für Gedanken und Verknüpfungen angesehen werden. Folglich kann die Aussage „mit dem Licht der Zwischenräume arbeiten“ durchaus auch als Aufforderung dafür gelesen werden, die Zusammenhänge zwischen den Textabschnitten zu erkennen, die nur auf den ersten Blick gänzlich voneinander getrennt wirken. Außerdem zeigen die Leerstellen zwischen den vielen Eindrücken und Bildern auch die Fülle von Impressionen, die zwar nicht verschriftlicht wurden, jedoch stets ein Teil des schreibenden Ichs sind.

Im Folgenden wird nun untersucht, ob sich diese Art des „Arbeitens mit dem Licht der Zwischenräume“ auch in den nachstehenden Konstruktionen wieder finden lässt.

Statt „Epiphanie“ sag: „Zusammenkunft“ (A. 90. S. 22)

„Epiphanie“ bedeutet im weitesten Sinne eine Erscheinung bzw. das Erscheinen. Der Begriff wird hauptsächlich in der Theologie verwendet und kann als „Übergang der unsichtbaren Gottheit in die irdische Sphäre der Erfahrbarkeit“ (Huber 2005: 75) verstanden werden. Hier ist vor allem von Bedeutung, dass in dem ursprünglich aus dem Griechischen stammenden Begriff die Wurzel „phos“ vorhanden ist, was „Licht“ bedeutet. Die sinngebende Konstruktion handelt schließlich auch von einem besonderen Licht. Huber spricht außerdem davon, dass der Begriff der „Epiphanie“ eine bestimmte Haltung des „Subjekts“ voraussetze. So seien „Absichtslosigkeit und Offenheit“ nötig, um einen Blick auf die Gottheit möglich zu machen. Losgelöst von religiösen Konnotationen bedeute es ein Eröffnen von „Einsichten in eine unbekannte Welt“ (Huber 2005:76).<sup>69</sup> Dies fügt sich hier vollkommen in die Worte über die Zwischenräume ein, die auch eine Art unbekannte Welt darstellen, die nur dann sichtbar wird, wenn der Blick losgelöst von seinen konventionellen Erwartungen und offen gegenüber jeglicher neuer Verknüpfung bleibt. Hier ist jedoch ebenfalls bedeutend, dass dieses „Erscheinen“ mit einem bestimmten Blickwinkel verbunden ist. Das, was eine Person nicht wahrnimmt, erscheint aus ihrer Sicht erst, sobald es für sie sichtbar wird. Umgekehrt ist die Person jedoch das Erscheinende für ihr gegenüber. Folglich ist für das Erscheinen immer ein persönlicher Blickwinkel nötig, aus dem das Erscheinen wahrgenommen

---

<sup>69</sup> Huber, Alexander (2005): Versuch einer Ankunft. Peter Handkes Ästhetik der Differenz. Würzburg. S. 75 ff.

wird. Anders verhält es sich bei einer „Zusammenkunft“. Hier wird das Erscheinen verschiedener Parteien von einem neutralen Standpunkt aus betrachtet. Zudem wird das Augenmerk stärker auf den Zustand, das Ergebnis gerichtet und nicht auf den Prozess. In Bezug auf „das Licht der Zwischenräume“ stellt dieser Vorschlag zur Verwendung eines anderen Wortes für einen Sachverhalt anstelle des gewohnten Wortes auch eine Art Zwischenraum dar – ist doch ein kritisches Hinterfragen des Zusammenhangs von Benennung und Vorstellunggröße nötig, um durch einen neu gewählten Begriff einen anderen Zusammenhang zu schaffen. Erst wenn man also das Licht eines Zwischenraums entdeckt hat – d.h. die Möglichkeit, etwas auch auf andere Weise zu betrachten – können sich auf Grundlage dessen neue Ideen entfalten. Es lassen sich folglich mit den Zwischenräumen neue Dinge erarbeiten.

Auch der folgende Absatz handelt davon, einen Menschen auf andere Weise wahrzunehmen, als er auf den ersten Blick scheint bzw. davon, bei seinem gegenwärtigen, hier „bekümmerten Anblick“ gleichzeitig an einen möglichen späteren Anblick zu denken, hier den „erstrahlenden“ (A. 91. S. 23). Dieses Vorausdenken bzw. Miteinbeziehen zukünftiger Möglichkeiten in seine Bewertungen stellt auch in dem Sinne eine Art Zwischenraum dar, eben nicht nur das Offensichtliche zu sehen, sondern ebenso das, was dahinter stecken könnte.

In einem weiteren folgenden Absatz ist die Rede davon, „Kapitelle zu entziffern“, bei denen die Figuren nur eine minimale Beziehung zueinander haben.

Die entziffernswertesten Kapitelle sind jene, wo die Figuren in einer, und wenn auch noch so geringen Beziehung zueinander sind, so wie im Franziskanerkreuzgang von D. gestern [...] (A. 92. S. 23)

Dieser Absatz handelt im weitesten Sinne auch davon, zwischen den Zeilen zu lesen, also Zusammenhänge zu erkennen, die nicht auf den ersten Blick offensichtlich sind, sondern sich erst durch genaues Hinsehen im Licht der Zwischenräume bemerkbar machen. So, wie es in dieser Textstelle die Figuren eines Kapitells sind, deren geringfügige Beziehung zueinander entziffert werden soll, so sind es im Buch selbst die Zusammenhänge der einzelnen Absätze, welche vom Leser entschlüsselt werden müssen, um die ihnen übergeordnete Thematik zu erkennen.

Auch im folgenden Absatz werden Assoziationen geschaffen, die sich entsprechend in die Thematik der sinngebenden Konstruktion einordnen lassen.

Gestern war die Horizontlinie des Meeres so klar gerundet, als stürze da planetweit ein gewaltiger Katarakt weg ins Leere, und dann strahlte die Sonne aus der Wolkenbank darüber einen dunklen Pyramidenstumpf heraus, der als das Vorbild zu einer romanischen Kirchenfassade, Kirchenstirn erschien (A. 93. S. 23)

Die Vorstellung des die Horizontlinie herabstürzenden Meeres stellt ebenfalls ein Arbeiten mit Zwischenräumen in dem Sinne dar, dass man nicht sieht und somit nicht erfahren kann, was bei bzw. hinter dieser Horizontlinie geschieht. Somit ist es ein Bild, das eine Leerstelle hat, die bei diesem Beispiel eigentlich mit unserem Weltwissen aufgefüllt wird – hier mit der Tatsache, dass die Erde eben nicht hinter der Horizontlinie endet. Handke kann sich jedoch vorstellen, wie es zu dieser Annahme kam, spricht er doch zwei Textabschnitte weiter im selben Zusammenhang davon, dass die mittelalterlichen Sehweisen weiter wirken würden (A. 95. S. 23). Diese Sehweisen bedeuten ebenfalls ein Arbeiten mit Zwischenräumen, ein Ausfüllen von Leerstellen in dem Sinne, dass diejenigen Informationen, die für eine vollständige Vorstellung fehlen, durch eine als logisch empfundene selbst ergänzt werden. Es wird demnach eine Leerstelle des bestehenden Weltbildes durch eine folgerichtig scheinende Angabe ergänzt, um ein vollständiges Bild zu erschaffen. Die Erschließung der Welt und des Universums erfolgt heute zwar auf einem anderen Niveau, kann aber durchaus in ähnlicher Weise beschrieben werden – geht es doch auch dabei um den Versuch, die Leerstellen, die dem vollständigen Verständnis der Welt im Weg stehen, durch Hypothesen und Forschungsfragen auszufüllen. Es geht also sowohl darum, dass wir ständig Wahrnehmungen durch eigene Annahmen ergänzen – ob sie nun Fakten darstellen oder nicht – als auch um die Wiederholung und das Projizieren bestehender Bilder und Gedanken. Denn auch wenn Handke beim Anblick der Horizontlinie bewusst ist, was sie bedeutet, denkt er dennoch an die mittelalterliche Vorstellung, da das Bild, welches sich ihm zeigt, eben viel mehr dem mittelalterlichen Weltbild entspricht als dem tatsächlichen Sachverhalt. Nun bleibt jedoch offen, ob diese mittelalterliche Vorstellung auch dann bei ihm entstanden wäre, wenn sie nie existiert hätte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass „das Licht der Zwischenräume“ neue Blickwinkel eröffnet, aus denen sich eine andere Wahrnehmung der Wirklichkeit ergibt. Dies lässt sich, wie oben gezeigt, auf die dieser Hauptkonstruktion folgenden Absätze übertragen. Es lässt sich jedoch auch auf eine Thematik der Arbeit im Allgemeinen übertragen. Denn es wird thematisiert, dass durch die in unserem Sprachkreis verwendete Grammatik eine „kontrafaktische“ Wahrnehmung auf die Welt entsteht. Als Gegen-

beispiel gelten Sprachen, die keine solchen Einteilungen der grammatischen Kategorien besitzen, was, vereinfacht gesagt, zu einem adäquateren Weltbild führen könnte, welches durch die Anwendung der traditionellen Grammatik nicht geschaffen werden kann. So lässt sich die in dieser Arbeit dargestellte ästhetische Ergativität generell auch in dem Sinne als eine Art Zwischenraum verstehen, dass sie eine Möglichkeit darstellt, von der gewohnten Sprachverwendung Abstand zu nehmen und somit gewohnte Denkmuster durchbrechen zu können. Denn sie ermöglicht einen Umgang mit grammatischen Kategorien wie Subjekt, Prädikat und Objekt, der zwar nicht der gängigen Anwendung entspricht, jedoch auch nicht gänzlich und auf den ersten Blick andersartig erscheint. Sie ist ein Stilelement, mit welchem innerhalb der gängigen Grammatik die Wirkung erzeugt werden kann, dass die durch diese Grammatik entstehende, „kontrafaktische“ Wirklichkeitswahrnehmung umgangen wird. Dementsprechend stellt die ästhetische Ergativität ein Ergebnis aus der Arbeit mit dem Licht der Zwischenräume der bestehenden Grammatik dar.

Konstruktionen in der Art, wie sie hier aufgeführt und analysiert werden, kommen insbesondere in den ersten Absätzen der Aufzeichnungen vor, was auch durch die oben dargestellte Tabelle ersichtlich ist. An späteren Stellen scheint es, als würden diese Infinitivkonstruktionen ihrem Inhalt gemäß von Imperativkonstruktionen abgelöst werden, die im Laufe der Aufzeichnungen entsprechend häufiger werden. Ein Beispiel dafür ist die Konstruktion „Bleib beim Bewusstsein und werde langsam“ (27. Juli) (A. 2238. S. 428). Denn diese würde sich als Infinitivkonstruktion, wie beispielsweise „Beim Bewusstsein bleiben und langsam werden“, inhaltlich und formal in die Kategorie der Infinitivkonstruktionen einordnen lassen. Durch den Imperativ „bleib“ gibt es keine „fehlende“ Konstituente mehr, die vom Leser ergänzt werden müsste, da die angesprochene Person schon im Prädikat enthalten ist.<sup>70</sup> Offen bleibt einzig, ob sich die Aufforderung an den Leser oder den Schreiber selbst richtet, oder ob sie allgemeingültig als eine Art Lebenseinstellung verstanden werden kann. Auf die Imperativkonstruktionen wird hier jedoch nicht genauer eingegangen, da die damit verbundene festgestellte Auffälligkeit weder zu genüge untersucht wurde, um genauere Erkenntnisse daraus ableiten zu können, noch sich wirklich passend für die hier untersuchte Thematik der ästhetischen Ergativität erweist. Die Imperativkonstruktionen enthalten schließlich alle für einen konventionellen Satz nötigen Konstituenten.

---

<sup>70</sup> Helbig, Gerhard (1999): S. 39.



### 8.3 Überschneidung beider Kategorien

Ein Absatz, welcher im mittleren Teil von *Gestern unterwegs* vorkommt, erweist sich für beide Kategorien als auffallend, scheint er doch die Eigenschaften beider zu enthalten und diese miteinander zu verbinden:

Zur Welt durchdringen in der Form des „Das da! Das dort!“ – Die be-reiften hellen Knospen an den Apfelbäumen, daneben – dort – die ver-schrumpelten schwarzen Vorjahrsäpfel (A. 1684. S. 303)

Der erste Teil dieses Absatzes, „Zur Welt durchdringen in der Form des „Das da! Das dort!“, weist eine Infinitivkonstruktion auf, die sich entsprechend in die Reihe der anderen Konstruktionen eingliedern ließe. Der zweite Teil hingegen ließe sich in diejenige Kategorie der prädikatlosen Konstruktionen einordnen, die ein unbewegtes Bild beschreiben. Nun habe ich bei den Infinitivkonstruktionen eine Tendenz zur Innenperspektive festgestellt, welche sich in der Weise ausdrückt, dass ihr Inhalt als eine Art Handlungsanweisung zur Auffassung der Außenwelt fungiert. Eine Verbindung zur Außenwelt wurde in diesen Absätzen allerdings nie direkt thematisiert. Die bildhaften prädikatlosen Konstruktionen zeigen hingegen eine starke Tendenz dazu – welche sich nun ebenfalls im zweiten Teil dieser Konstruktion wieder finden lässt – auf die erzählte Außenwelt zu verweisen und diese ohne direkten persönlichen Bezug und somit ohne Bezug auf die Innenwelt darzustellen. Dadurch ergibt sich eine Trennung von innen und außen, die durch die gegensätzlichen Inhalte der beiden Kategorien ausgedrückt wird. In diesem Absatz jedoch treten nun Konstruktionen beider Kategorien gemeinsam auf, wodurch schon eine Verbindung von Außen- und Innenwelt geschaffen wird. Nun verweist dieser Absatz auch inhaltlich auf diese Thematik, indem er davon handelt, auf welche Weise es sich „zur Welt durchdringen“ lässt – inwiefern bzw. wodurch man in Verbindung zur Außenwelt steht. Demgemäß werden in der Konstruktion zudem indexikalische Ausdrücke wie „da“ und „dort“ verwendet, die in Verbindung mit den Artikeln („Das da“; „das dort“) den Eindruck eines wirklichen Zeigens erwecken. Der Absatz zeigt also einen Übergang von bloßer Proposition, im Sinne eines Satzinhaltes, hin zu einer tatsächlichen Seinsdarstellung. Indem man diese Zeigewörter verwendet oder auch tatsächlich auf etwas zeigt, kommt man in der Außenwelt an bzw. richtet seinen Blick auf diese und kann sich ihrer Existenz sicher sein. In den anderen Infinitivkonstruktionen treten entsprechend dazu keine indexikalischen Ausdrücke auf, was zur Besonderheit dieses Absatzes zusätzlich beiträgt. Der prädikatlose Teil des Absatzes fügt

sich überdies in doppelter Weise in seine thematische Rolle ein. So stellt er nicht nur ein Bild der Außenwelt dar, sondern deutet damit auch allgemein auf eine, wenn nicht sogar auf die bedeutendste Erscheinungsweise der Welt für den Menschen hin – den unabänderlichen Kreislauf des Lebens. Denn dieser zeigt ihm, ein Teil dieser Welt zu sein wie alles andere. Er zeigt, was definitiv Realität ist. Genau das zeigt auch das Bild des Baumes, mit den hellen Knospen einerseits und den verfaulten alten Äpfeln andererseits, die einst auch diese hellen Knospen waren. Der Absatz zeigt folglich den Kreislauf des Lebens auf der Welt anhand eines Bildes auf und lässt den Leser durch die Erinnerung an dieses Bewusstsein genauso „zur Welt durchdringen“ wie ein Zeigen auf die Welt selbst. Es ergibt sich demzufolge also sowohl eine formale, als auch eine inhaltliche Verbindung von Innen- und Außenwelt.

### **8.3.1 Gegenüberstellung der Kategorien**

Eine Gemeinsamkeit beider Kategorien stellt das Nichtvorhandensein eines „Satzgliedes“ dar. Daraus ergibt sich jeweils eine Leerstellenbildung, wodurch der Leser, indem er diese Leerstellen ausfüllt, zu einem Mitgestalter des Textes wird. Die Auslassungen führen folglich zu einer Entautomatisierung des Lese- bzw. Vorstellungsprozesses. Denn liest man einen Absatz ohne Prädikat, stellt sich nicht automatisch eine Vorstellung des Ge- oder Beschriebenen ein. Um zu einer solchen Vorstellung zu gelangen, muss aktiv ein Prädikat mitgedacht werden. Bei den subjektlosen Konstruktionen hingegen stellt sich dem Leser die Frage, wer etwas tut bzw. wer etwas tun soll. Denn bei einer Konstruktion wie „Den Geist gliedern mithilfe der Form“ ist nicht eindeutig, ob nun jemand den Geist gliedert, ob es eine Aufforderung oder vielleicht einen Wunsch darstellt. Diesbezüglich gibt es jedoch Unterschiede innerhalb der prädikatlosen Konstruktionen. So wird bei denjenigen Konstruktionen, die Konstituenten mit verbalen Funktionen, wie zum Beispiel Partizipien, enthalten, schon eine vollständigere Vorstellung hervorgerufen als bei einer völlig prädikatlosen. Aber auch Adjektive und Präpositionen schaffen eine Verknüpfung der einzelnen Konstituenten einer Konstruktion und führen somit zu einer genaueren Vorstellungsbildung beim Leser. So schafft die Konstruktion „Drei Esel reglos im Schneefall“ durchaus eine bildliche Vorstellung. Ob diese Esel jedoch zum Beispiel stehen oder liegen, wird in der Vorstellung vom Leser selbst ergänzt, wenn auch vielleicht unmerklicher als bei einer Konstruktion wie „Form, Menschenlicht“. Hier fehlt jede Art von Konstituenten, die einzelne Satzglieder mitein-

ander verknüpfen. Somit muss der Leser, um zu einer Vorstellung zu gelangen, aktiv Elemente ergänzen und hat dabei durch die gänzlich fehlenden satzinternen Verbindungen unzählig viele Möglichkeiten. Daher muss dieses Ergänzen hier noch reflektierter bzw. aktiver erfolgen als bei einer der bildlichen Konstruktionen, welche durch ihre internen Verbindungen und Vorgaben nicht so viele Ergänzungsmöglichkeiten bereit halten.

Weiters ist zu bemerken, dass ein Teil der prädikatlosen Konstruktionen – nämlich die bildhaft beschreibenden – auf die erzählte Außenwelt verweisen, während die Infinitivkonstruktionen die Vorgänge der Innenwelt widerspiegeln und damit wie eine Aufforderung und Beschreibung dafür wirken, auf welche Weise die Eindrücke der Außenwelt verarbeitet werden sollen. Darüber hinaus sind in den bildhaften prädikatlosen Passagen Personen und Gegenstände bezeichnet, die eine Vorstellung von einem nicht ausdrücklich als Agens bezeichneten Subjekt hervorrufen. Daher bilden sie zwar eine Szene ab, die eine erzählte Welt eröffnet, ohne jedoch den Leser in dieser erzählten Welt sich aufhalten zu lassen; wird diese doch lediglich als eine Art Kulisse empfunden, die einerseits durch das Fehlen bestimmter Konstituenten nicht vollständig vorstellbar ist und in der andererseits das Innenleben, mit welchem man sich als Leser identifizieren könnte, nicht vorhanden bzw. unsichtbar ist.

Anders verhält es sich bei denjenigen prädikatlosen Konstruktionen, die keine verbale Konstituente aufweisen. Diese dienen teilweise, wie oben beschrieben, als eine Art sinngebender Kopf für die nachfolgenden Textstellen. Im Gegensatz zu den Infinitivkonstruktionen, die ebenfalls eine Indexfunktion besitzen, sind die prädikatlosen jedoch weniger phrasenhaft, was sowohl daran liegt, dass sie teilweise nur aus zwei aneinander gereihten Nomen bestehen, als auch daran, dass die in ihnen enthaltenden Wörter weniger leerformelhaft sind – sprich eine eindeutigere Bedeutung aufweisen. Vor allem aber lassen sie sich weniger als eine Art Anleitung für die Wahrnehmung der Außenwelt begreifen, wie es bei den Infinitivkonstruktionen der Fall ist. Dagegen zeigen sie auf, unter welchen inhaltlichen Aspekten die ihnen folgenden Textstellen zu verstehen sind. Wenn es beispielsweise heißt „Unter dem Baldachin der Müdigkeiten“, so kann man dies im weitesten Sinne so verstehen, dass der Erzähler sich in der Zeit, als er diesen Text schrieb, gefühlt unter einem Baldachin befand, bzw. lässt sich diese Thematik auf die folgenden Textstellen übertragen. Und bei der Konstruktion: „Form, Menschenlicht“, wird erst beim Betrachten der nachstehenden Absätze deutlich, worauf sich diese Begriffe beziehen könnten. In diesem Sinne könnte man auch diejenigen Absätze, welche

auf die jeweils indexartige Konstruktion folgen, als ein Auffüllen der besagten Leerstellen verstehen.

Die subjektlosen Infinitivkonstruktionen dagegen enthalten vermehrt abstrakte und symbolhafte Begriffe, die nicht mit einer bestimmten Vorstellung verbunden sind, sondern eher einen Vorgang beschreiben, wie mit Bildern und Eindrücken umgegangen werden soll. So könnte die Aussage „den Geist gliedern mithilfe der Form“ bedeuten, dass man den Eindrücken, die sich im Geist sammeln, eine Form geben soll, indem man beispielsweise das tut, was hier getan wurde, sie zu einem Bild aus Worten zusammenfügen. Eine Aussage wie „Den Säuglingsblick zum Himmelslicht wiederholen, bis zum Ende“ lässt sich dementsprechend auch viel allgemeiner als eine Handlungsanweisung verstehen als die oben beschriebenen prädikatlosen Passagen. So lässt sich ihr Inhalt bzw. ihre Anwendung zwar auch in den nachstehenden Absätzen wieder finden, der phrasenhafte Charakter der Allgemeingültigkeit schwingt jedoch stetig mit und so könnte die Textstelle sogar auf den gesamten Text bzw. auf jeden einzelnen Absatz angewandt werden. Dies müsste jedoch in einer weiterführenden Arbeit untersucht werden. Die Konstruktionen beider Kategorien aber bleiben gegenüber den Einteilungen in Subjekt und Objekt frei von durch finite Verben bestimmte, syntaktische Rangstufen. Es ergibt sich also entweder eine Gleichbehandlung von Subjekt und Objekt oder eine Auflösung dieser Kategorien, die sowohl aus dem Fehlen eines Prädikats als auch aus dem Fehlen einer mit dem Nominativ markierten Konstituente resultiert. Folglich lassen sich die Konstruktionen beider Kategorien als ästhetisch ergativische Konstruktionen benennen, die jedoch, wie oben beschrieben, verschiedene inhaltliche Zwecke erfüllen und somit auch unterschiedliche Wirkungen hervorrufen.

Doch auch den Inhalt betreffend gibt es Widersprüche und Überschneidungen. So geht es einerseits in mehreren Textstellen um die Notwendigkeit der Wiederholung in Wahrnehmung und Verarbeitung von Eindrücken, andererseits jedoch auch darum, Dinge immer wieder auf neue Weise wahrzunehmen und einzuordnen. Es scheint also um das Finden der richtigen Balance zwischen dem Gebrauch von Wissen und Erfahrung einerseits und dem unvoreingenommenen Sehen und Bewerten andererseits zu gehen. Dementsprechend wird in *Gestern unterwegs* schließlich auch die Sprache selbst verwendet, indem auf Basis bestehender grammatischer Strukturen und Wörter unkonventionelle Konstruktionen gebildet werden, die dem Leser als „Licht“ dienen, um „Zwischenräume“ erkennen zu können. Ferner ist auch die Formgebung ein wichtiger Gegenstand der hier besprochenen Textstellen, was sich auf eine Thematik der Arbeit übertragen lässt –

stellen doch grammatische Definitionen und Begriffe ebenfalls eine Formgebung dar, indem sie die Sprache strukturieren und damit wiederum die Sicht auf die Wirklichkeit in einer bestimmten Weise formen.

### **8.3.2 Die Indexfunktion zur Unterscheidung der erzählten Welt und (bloßer) Proposition**

Die Analyse der Konstruktionen mit Indexfunktion hat erwiesen, dass diese als eine Art Kopf bzw. sinngebende Überschrift für die nachstehenden Absätze wirken. Man könnte es demnach auch in der Weise ausdrücken, dass die nachstehenden Absätze erst durch die indexartige Konstruktion ihren Kontext erhalten. Darüber hinaus enthalten die indexartigen Konstruktionen selbst jedoch keine indexikalischen Begriffe und entbehren deshalb, laut Cheang, im weitesten Sinne eines Kontextes.

„Die Bedeutung eines Satzes ohne indexikalische Ausdrücke wird also als seine Proposition betrachtet, nämlich eine Funktion von möglichen Welten und Zeitpunkten in Wahrheitswerten, während bei Sätzen mit indexikalischen Ausdrücken darüber hinaus Faktoren des Kontextes eine Rolle spielen, die bestimmen, wer der Sprecher und der Hörer des Satzes ist, welches das vom Sprecher gezeigte Objekt ist usw. Die Determination der Wahrheitswerte des Satzes wird so in Bezug auf die Welt und die Zeit und den Kontext bestimmt.“ (Cheang 1990: 60)

Man könnte es auch so ausdrücken, dass die indexartigen Konstruktionen den Kontext betreffend eine Leerstelle eröffnen, die dann von den folgenden Absätzen aufgefüllt wird. Es lässt sich überdies ein weiterer Aspekt feststellen, durch den die Unterscheidung von Innen- und Außenwelt anhand der verschieden kategorisierten Konstruktionen sichtbar wird. So finden sich bei den bildhaften prädikatlosen Konstruktionen verschiedene indexikalische Begriffe, die einerseits auf eine erzählte Außenwelt, jedoch ebenso auf die Außenwelt an sich verweisen. Bei den Beschreibungen handelt es sich offensichtlich um Erlebnisse des Autors, die ihre Verbindung zu seiner erlebten Außenwelt durch indexikalische Ausdrücke wie „gestern“, „dort“, „vorher“, „ich“ o.Ä. ausdrücken. In ihnen schwingt also offensichtlich ein Teil der wirklichen Welt mit – was nicht zuletzt durch die Ort- und Zeitangaben hinter vielen der beschreibenden Absätze ersichtlich wird – ohne hier behaupten zu wollen, diese Passagen würden eine realistische Abbildung der Wirklichkeit darstellen. Es handelt sich lediglich um eine Verbindung des

Gesagten zu einer „spezifischen Äußerungssituation“,<sup>71</sup> im Gegensatz zu den Infinitivkonstruktionen, bei welchen sich keinerlei indexikalische Ausdrücke finden lassen. Dies könnte zwar in Anbetracht der schon vorliegenden Beschreibungen trivial wirken, stellt aber dennoch einen weiteren formalen Aspekt dafür dar, diese Konstruktionen als Verweis auf die Innenwelt betrachten zu können. Denn es handelt sich bei ihnen um bloße Inhalte, die gerade keinen Verweis zu einer Äußerungssituation innehaben und somit eine Proposition ohne äußeren Bezug darstellen. Passenderweise erscheint im Duden als eine Bedeutung für „Proposition“ die „Ankündigung eines Themas“,<sup>72</sup> was sich hier sichtlich gut in die Darstellung der Infinitivkonstruktionen als sinngebenden Kopf einreihen lässt.

## 9 Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt

Um die stilistische Wirkung der in diesem Kapitel untersuchten Konstruktionen anschaulich darstellen zu können, beginnt dieses Kapitel mit einer kurzen Darstellung der für das Verständnis wichtigen Eigenschaften und Wirkungsweisen der Kasus Nominativ, Akkusativ und Dativ.

Der Nominativ stellt eine Art Grundvorstellung dar, die die Erwartung entstehen lässt, dass diese Grundvorstellung durch andere Vorstellungen erweitert werden müsse.<sup>73</sup>

Steht der Nominativ jedoch nicht am Beginn eines Satzes, so entsteht eine „Konkurrenz mit anderen vorstellungsbildenden Satzgliedern“, wodurch der Satz einen „mehrdimensionalen Sinngehalt“ bekommt. Des Weiteren wird das Satzglied „Subjekt“ im Allgemeinen durch Substantive im Nominativ dargestellt, vor allem dann, wenn es von Bedeutung ist, „dass die Vorstellungsbildung perspektivisch vom Agens zu einer Handlung und dann zu den betroffenen bzw. erzeugten Objekten übergeht“.<sup>74</sup>

Der Akkusativ hingegen stellt in der Regel den „effizierten Gegenstand einer Handlung“ (Köller 2004: 410) dar. Wichtig zu erwähnen ist außerdem eine Aussage Köllers über Transitivität, nach welcher die Ausbildung eines Akkusativobjekts besonders dann in Erscheinung tritt, wenn das Subjekt das „Agens einer Handlung“ und nicht einen „Anknüpfungspunkt einer Aussage“ darstellen soll. Demzufolge sei auch – vor allem

---

<sup>71</sup> Duden: *Das große Fremdwörterbuch* (2000). Herkunft und Bedeutung von Fremdwörtern. Hrsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag. S. 300.

<sup>72</sup> Duden (2000): S. 1097.

<sup>73</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 401.

<sup>74</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 403.

„durch die Nähe des Akkusativs zu der Vorstellung des Übergangs bzw. der Transitivität“ – einleuchtend, „warum bei Passivtransformationen das ehemalige Akkusativobjekt die Funktionsrolle des Subjekts übernehmen kann, während das Dativobjekt seine Sinnbildungsrolle behält“.<sup>75</sup>

Besonders bedeutend für die nachfolgende Analyse ist vor allem die Funktionsweise des Dativs, da dieser in ungewöhnlich vielen Konstruktionen Anwendung findet. Der Dativ stellt den „Kasus der Finalität“ dar, in dem Sinne, dass durch ihn diejenige Konstituente hervorgehoben wird, auf die „der Sinn einer Handlung ausgerichtet ist. bzw. der ein Geschehen zweckbestimmt gilt“. Köller stellt außerdem fest, dass im Dativ „die Person im Gegensatz zum Akkusativ oft viel deutlicher als eigenständige Vorstellungsgröße von einem Prozess getrennt ist“, was sich auch in unserer Vorstellungsbildung widerspiegeln. Weiter behauptet er, der Dativ werde dann verwendet, wenn „die Wirkung des Tuns“ akzentuiert werden solle, im Gegensatz zum Akkusativ, bei dem „das Tun des Subjekts“ betont werde.<sup>76</sup> Es wird demnach vermittelt, dass manches in dem Sinne einfach geschieht, dass etwas ohne logischen Grund eine bestimmte Wirkung auf das Ich hat, ohne dass jedoch durch den sprachlichen Aufbau des Satzes der Eindruck entstünde, dass etwas aktiv getan wird. So ist die Wirkung der Aussage „Du bist mir lieb“ eine andere als die der Aussage „Ich habe dich lieb“, impliziert die zweite doch vielmehr, dass das Ich aktiv etwas tut, wobei im ersten Satz durch den freien Dativ eher Passivität des Ichs gegenüber dem Zustand ausgedrückt wird. Dieser Umstand erweist sich für die folgende Kategorie als bedeutender Faktor und wird Inhalt der Untersuchung sein.

In dieser Kategorie werden Konstruktionen aufgeführt, die der grammatischen Ergativität noch am nächsten stehen, da sie teilweise in früheren Arbeiten als Beweis dafür galten, dass es im Deutschen so etwas wie grammatische Ergativität gibt. Da hier jedoch, wie schon erwähnt, davon ausgegangen wird, dass eine solche Ergativität in einem engeren Sinne nicht besteht, werden auch diese Konstruktionen ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der ästhetischen Ergativität beleuchtet.

Im Folgenden werden nun Konstruktionen aufgeführt, die dahingehend ausgewählt wurden, dass mit ihnen verschiedene Aspekte der hier behandelten Thematik möglichst anschaulich dargelegt werden können. Zu Beginn werden diejenigen Konstruktionen behandelt, deren handelnde bzw. empfindende Subjekte ein mit dem Akkusativ markiertes Patiens darstellen. Anschließend erfolgt die Analyse dann anhand der mit dem Dativ markierten handelnden resp. empfindenden Handlungsträger.

---

<sup>75</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 410.

<sup>76</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 406 f.

## 9.1 Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt im Akkusativ

Laut Köller wird bei Verben, die transitiv und intransitiv gebraucht werden können, das Subjekt – im Vergleich zum Akkusativobjekt – bei intransitivem Gebrauch selbst zur Größe, die vom jeweiligen Prozess betroffen ist. An Sätzen wie „Die Sonne schmilzt den Schnee“ und „Der Schnee schmilzt“ wird dies ersichtlich.<sup>77</sup> In einer Ergativsprache wäre die Konstituente „Schnee“ in beiden Sätzen mit dem selben Fall markiert. Hier ist sie jedoch einmal mit dem Akkusativ und einmal mit dem Nominativ markiert. Dadurch wird die Vorstellung erzeugt, das Schmelzen des Schnees hätte nur in der transitiven Konstruktion eine Ursache, in der intransitiven jedoch würde der Schnee von selbst schmelzen und wäre somit Agens einer Handlung. Dabei ist er in beiden Fällen Teil eines Prozesses, der kein Agens hat. Denn auch die Sonne schmilzt nicht aktiv den Schnee, ihr Vorhandensein und die dadurch entstehende Wärme ist lediglich eine Ursache für diesen Prozess des Schmelzens. Es zeigt sich also eine Gleichbehandlung von Subjekt und Objekt dadurch, dass das Geschehen sowohl in beiden Fällen das selbe ist, als auch von einer handelnden Größe unabhängig erfolgt. Dies weist auf die am Anfang dieser Arbeit dargestellte Sprachkritik hin. In diesem Teil geht es hauptsächlich darum, darzustellen, dass vieles, was durch die Definitionen der traditionellen Grammatik als täterbezogen demonstriert wird, in Wirklichkeit viel mehr ein Vorgang bzw. Prozess ist. Im Folgenden soll nun anhand von ästhetisch ergativischen Konstruktionen gezeigt werden, wie diese einseitige Täterbezogenheit vermieden werden kann und dadurch der Blickwinkel dahingehend geöffnet wird, Sachverhalte vielmehr als Geschehnisse wahrzunehmen, die – ohne einen Täter zu haben – einfach geschehen. Diese Geschehnisse werden zwar durch etwas ausgelöst, dies ist jedoch nicht gleichbedeutend damit, dass etwas aktiv getan wird. So ist es zum Beispiel ein physikalischer Vorgang, dass durch die Wärme der Sonne der Schnee schmilzt – weder die Sonne tut demnach etwas aktiv, noch der Schnee. Diese Wirkung wird in den Konstruktionen der nächsten Kategorie vor allem dadurch erreicht, dass oft leblose Objekte die Rolle des (scheinbaren) Agens übernehmen, ohne jedoch eine aktive Handlung zu vollbringen. Somit wird der Fokus überwiegend auf die Wirkung von Dingen auf ein Individuum gelegt – auf die Ursachen von inneren Prozessen und Gefühlen, wodurch das empfindende Subjekt vornehmlich passiv gegenüber dem erscheint, was es tut oder was mit ihm geschieht.

---

<sup>77</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 410 f.



Die *mich* quälende Sorge macht mich immerhin verständnisfähig für andere (8. Jan. 1988) (A. 316. S. 72)

In den hier besprochenen Konstruktionen stellen überwiegend unbelebte Substantive, meist auch Abstrakta, die mit dem Nominativ markierten Konstituenten dar. Die empfindenden Subjekte hingegen sind entweder mit dem Akkusativ oder dem freien Dativ markiert, sind also patiensartig. Wäre beispielsweise (A. 316. S. 72) eine intransitive Konstruktion und würde in etwa so lauten: „Ich bin, durch die (mich) quälende Sorge, immerhin verständnisfähiger für andere“, würde das empfindende Subjekt „Ich“ im Nominativ stehen, „die quälende Sorge“ hingegen ein Präpositionalobjekt im Akkusativkasus sein. Hier stellt (A. 316. S. 72) jedoch eine transitive Konstruktion dar, in welcher, wie bei einer ergativischen, das empfindende Subjekt (hier: „Ich“) mit einem anderen Kasus markiert ist als in der intransitiven Konstruktion („mich“). Dieser Kasuswechsel ist im Deutschen natürlich aus Passivkonstruktionen bekannt, doch handelt es sich hier nicht um eine solche – müsste sie doch heißen: „Ich werde durch die (mich) quälende Sorge immer verständnisfähiger gemacht“. Trotzdem wäre in der Tiefenstruktur das „Ich“ natürlich dennoch Patiens der Konstruktion. Dieser ergativische Stil hat auch hier die bekannte Wirkung, dass das empfindende resp. handelnde Subjekt „Ich“ in den Hintergrund tritt und der Fokus auf den Dingen liegt, die auf das „Ich“ wirken. Das „Ich“ soll also möglichst unbeteiligt an den Dingen, die mit „ihm“ geschehen, dargestellt werden. Auch die Verwendung von „sein“ in Verbindung mit dem „Ich“ wird auffällig vermieden, was es zu einem Subjekt ohne Zustand werden lässt, das, ohne sich dafür zu entscheiden, den Wirkungen der Außenwelt ausgesetzt ist.

Der ganze Umstand stellt sich hier also vielmehr als ein automatischer Prozess dar, im Gegensatz zu einem Vorgang, der von jemandem gelenkt wird. Denn würde es heißen „Ich bin (durch ...) verständnisfähiger für andere“, würde es vielmehr so klingen, als könne das „Ich“ etwas dafür, als würde es sich mehr oder weniger aussuchen, verständnisvoll zu sein. Dies wird durch das Wort „machen“ (bzw. „gemacht“) noch verstärkt, das viel mehr den Übergang von einem Zustand zu einem anderen beleuchtet als es das „sein“ bzw. „bin“ tut. Dieses vermittelt vielmehr eine Tatsache bzw. die Behauptung einer solchen.

Die Bilder: fordern *mich* auf, in Frage zu kommen (26. Jan. 1988, Bremen, Kunsthalle) (A. 371. S. 83)

Auch in dieser Konstruktion nehmen unbelebte Objekte die Rolle des handelnden Agens ein, fordern sie doch den Erzähler zu etwas auf. Nun ist es nicht prinzipiell ungewöhnlich, dass ein unbelebtes Objekt im Nominativ steht. Was daran aber erwähnenswert ist, ist einerseits die Häufigkeit solcher Konstruktionen und andererseits der stets unpersönliche Aufbau. So ist es doch auffällig, dass die Aufmerksamkeit auch hier so stark auf „die Bilder“ gelenkt wird und gerade nicht auf das Individuum, mit welchem etwas passiert, das aufgefordert wird. In einem gewöhnlichen Satz würde man Ähnliches doch eher durch eine Passivkonstruktion ausdrücken, die in etwa heißen könnte: „Ich werde durch die Bilder aufgefordert, in Frage zu kommen.“ Somit wären „die Bilder“ zwar immer noch tiefenstrukturell das Subjekt, der Fokus würde jedoch vordergründig auf dem „Ich“ liegen, mit dem etwas passiert.

Natürlich kann die Bedeutung der Konstruktion auch dahingehend verstanden werden, dass die Bilder selbst in Frage kommen möchten. In diesem Fall müsste ein gleichbedeutender Satz, der den Fokus trotzdem auch auf das „Ich“ legen wolle, in etwa heißen: „Ich werde durch die Bilder aufgefordert, dass sie in Frage kommen.“ Dieser Satz wäre in der Tat ein wenig umständlich und klänge wenig poetisch. Doch wahrscheinlich ist die Unsicherheit darüber, auf welche Weise die Konstruktion zu verstehen ist, zumindest ein Grund für ihre Form. Es wird offen gelassen, „wer“ in Frage kommen soll, ob nun „die Bilder“ oder das „Ich“. Diese Frage bringt den Leser nun dazu, über die Konstruktion und ihre Form nachzudenken und sich zu fragen, wie sie gestaltet sein müsste, damit sie eindeutig wäre. Demgemäß wird die Pivotbedingung, wie sie im Kapitel über das Antipassiv beschrieben wurde, nicht eindeutig erfüllt. Mehr noch, sie könnte sowohl auf „Die Bäume“ – somit gäbe es im oben beschriebenen Sinne eine Art „S/A-Beschränkung“ – oder aber auf das „mich“ – in dem Fall gäbe es eine S/O-Beschränkung“ – bezogen sein. Diese Uneindeutigkeit ergibt sich jedoch vor allem daraus, dass die semantische Verbindung von „Bäumen“ und „auffordern“ ungewohnt ist – stellt eine Aufforderung im gängigen Sinne doch eine Handlung dar, die nur mit belebten bzw. menschlichen „Satzgliedern“ in Verbindung gebracht wird. Es geht also in dieser Konstruktion nicht nur darum, eine dem „Ich“ gegenüber unpersönliche Konstruktion zu schaffen und es somit, wie oben bereits beschrieben, mehr als einen Teil eines Prozesses darzustellen – im Gegensatz zu einem „Täter“. Es geht ferner auch darum, durch die „Undeutlichkeit“ des Sprechakts den Leser dazu aufzufordern, über die Wirkung bestimmter, auch undeutlicher (doppeldeutiger) Verwendungsformen von Satzgliedern nachzudenken, diese zu hinterfragen und somit neue Blickwinkel auf die

Sprache und ihre Verwendungsmöglichkeiten zu erhalten.

Auch im folgenden Absatz lässt sich nicht eindeutig eine bestimmte Form im Sinne einer Satzart oder dgl. festlegen.

„Deine (die) ursprüngliche Leere, mein Freund, kannst du dir nur erhalten mithilfe der Kunst“ – und in diesem Satz ist die Schwachstelle „mithilfe der Kunst“ – also? mithilfe deines Dichhinbegebens und Dicheinlassens auf was? – auf die dich durchdringenden Formen (A. 827. S. 161)

Dementsprechend könnte er einerseits einen Dialog darstellen, von dem jedoch nur ein Teil der Aussagen in Anführungszeichen steht und dadurch nicht ersichtlich ist, welche Aussage jeweils verschiedenen Sprechern zugeordnet werden kann. Andererseits könnte es sich um eine Art Selbstgespräch handeln oder um ein Nachdenken des Autors über einen ehemals gehörten oder bedachten Satz oder Sachverhalt, der ihn nun beschäftigt. Konkret handelt der Absatz davon, auf welche Weise man sich „die Leere“ – die sich hier wohl als ein unausgefüllt Sein, ein reines offen Sein für neue Eindrücke, ohne den Ballast anderer Eindrücke, verstehen lässt – „mithilfe von Kunst“ erhalten kann. Es ist demnach wieder ein unbelebtes Objekt, welches etwas mit dem empfindenden Individuum tut bzw. wird der Fokus durch die Form der Konstruktion auf dieses Einwirken gelegt. Schon die Nomenbildung aus jeweils dem Personalpronomen „dich“ und einem Prädikat zu „Dichhinbegeben“ und „Dicheinlassen“ verbindet die Person mit ihrem Tun, denn so wie aus zwei Wörtern – hier dem Personalpronomen und dem Verb – eines geformt wird, soll der Mensch sich und die Kunst vereinen. Dies erreicht er, indem er sich passiv von der Kunst bzw. den Formen durchdringen lässt. Infolgedessen sind also die Formen agensartig, indem sie das empfindende Subjekt in seiner Abhängigkeit von ihnen für sich einnehmen können, was sowohl zu einer Verschmelzung von Subjekt und Objekt, als auch von Innenwelt und Außenwelt führt.<sup>78</sup> Der Mensch wird also selbst zu den Formen, auf die er sich einzulassen versteht. Außerdem wird das Subjekt, um es mit den Worten Preußers auszudrücken, auf diese Weise „dezentriert. Es macht sich abhängig von der Wahrnehmung, bindet das Selbstsein passiv an die Möglichkeit der Anschauung.“ (Preußers 2009: 118)

Nun soll noch ein letzter Absatz dieser Unterkategorie betrachtet werden, welcher sich weit am Ende der Aufzeichnungen befindet.

---

<sup>78</sup> Preußers, Heinz-Peter (2009): Die Wirklichkeit der Bilder. Peter Handkes leuchtender Alltag. In: Alltag als Genre. Hrsg. von Hein-Peter Preußers und Anthonya Visser. Heidelberg. S. 216 f.

Verb für die Bäume: sie mustern mich (d.h., erinnern mich an Muster, vergegenwärtigen mir das Muster, und „vermitteln“ mich der Gegenwart) (A. 2494. S. 471)

Auch hier ist das empfindende Subjekt „mich“ mit dem Akkusativ markiert und der Agens im Nominativ stellt ein unbelebtes Objekt dar, nämlich „die Bäume“. Und wieder sind es Objekte der Außenwelt, die das Subjekt aktiv mit dieser verbinden. Es scheint erneut eine gewisse Abhängigkeit des Subjekts von den Formen seiner Außenwelt zu geben, als könne das Subjekt nicht ohne diese in der realen Welt existieren. Damit findet eigentlich eine Art Umkehrung der gewohnten Verhältnisse statt, ist doch sonst der Mensch derjenige, der die Bäume betrachtet, die erst in seiner Wahrnehmung für ihn zu existieren beginnen. Dieser Absatz zeigt jedoch insbesondere auf, dass die Thematik der Realitätswahrnehmung durch Muster, Formen und Bilder und deren Wirkung auf das Individuum in den meisten Konstruktionen dieser Kategorie wiederzufinden ist. Dies drückt sich sowohl im Inhalt der Konstruktionen als auch in der Form in dem Sinne aus, dass das empfindende Subjekt patiensartig und somit passiv auftritt. Es entscheidet nicht selbst, was mit ihm geschieht, es handelt nicht, es wird vielmehr von den Eindrücken der Außenwelt in seinen Empfindungen gelenkt und in seinem Dasein bestätigt. Denn, um es mit Celles Worten zu sagen: „Nicht wir greifen auf die Dinge zu, sondern die Dinge greifen auf uns über.“ (Celle 2003: 106) So soll sich auch der Leser auf die Formen der Konstruktionen einlassen, um durch sie ebenfalls gelenkt zu werden, und zwar in seinem Verständnis der Wahrnehmung des Autors. Doch wird der Autor nicht nur gelenkt. Durch sein Betrachten der Dinge und sein Gefühl, von den Dingen betrachtet zu werden, stellen diese für ihn, wie auch für den Protagonisten aus Handkes Drehbuch *Falsche Bewegung*, nicht mehr lediglich „ein Objekt der Beobachtung“ (Melzer 1998: 152) dar, sondern auch einen Teil von sich selbst.<sup>79</sup> Somit ist alles miteinander verbunden, das „Ich“ ist die Dinge seiner Wahrnehmung und umgekehrt. Daher ergibt es keinen Sinn, Subjekt von Objekt zu unterscheiden. In der so häufig in diesem Text vorkommenden unkonventionellen Verwendung dieser Begriffe – hier als ästhetische Ergativität bezeichnet – wird diese Verschmelzung des Innen und Außen, des Ichs und seiner Umgebung, auch grammatisch vermittelt, was wiederum zu einer Einheit von Inhalt und Form führt.

---

<sup>79</sup> Melzer, Gerhard (1998): Die verschwiegenen Engel. Aufsätze zur österreichischen Literatur. Graz. S. 152.

## 9.2 Patiens als handelndes/empfindendes Subjekt im Dativ

In diesem Unterkapitel werden Konstruktionen dargestellt, in denen das handelnde bzw. empfindende Subjekt als Patiens im Dativ vorkommt und welche im gesamten Text relativ gleichmäßig, doch auffällig häufig zu finden sind. Handke spricht sogar die Wichtigkeit des Dativs direkt an, indem er an einer Stelle der Aufzeichnungen schreibt: „>>Ich lebe dir<<: dieser schöne Dativ darf nicht aussterben“ (A. 891. S. 174).

Der folgende Absatz bildet einerseits einen Übergang zu dieser Unterkategorie der prä-dikatlosen Konstruktionen, da sich das empfindende Subjekt sowohl im Akkusativ als auch im Dativ darstellt. Andererseits kann er auch im Hinblick auf die gesamte Thematik interpretiert werden.

Es (>>es<<) fängt bei mir nicht nur mit den Dingen an, sondern mit einer Bewegung: Geht eine Bewegung (eines Zweigs, einer Wolke) auf mich über, bezieht sie, mit der Zeit, auch die Dinge im Kreis mit ein, *deren* Bewegungen, oder deren Stillstände, deren Farben und Formen; *beobachten* die Dinge, das kann ich nicht – sie gehen nur mittels, anhand, an der Hand einer Bewegung, die mich belebt oder anweht oder anmutet [...] auf mich über und/oder in mich ein (am Etang de Villebon) (A. 329. S. 75)

Die schon oben erarbeiteten Feststellungen lassen sich auch auf diesen Absatz entsprechend übertragen, werden nun jedoch nicht noch einmal wiederholt. Federmair hat festgestellt, dass in dieser Passage sehr viel enthalten ist:

„Die Öffnung des Subjekts für seine Umgebung, die Ablehnung zielgerichteter Apperzeption, der rege Austausch zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen. Der in der Häufung der Verben, die eine sprachliche Annäherung beschreiben, zum Ausdruck kommende Euphorie des sich der Außenwelt überlassenden Subjekts liegt eine Art Wirklichkeitsvertrauen zugrunde, das sich freilich nur in jenen Übertragungsvorgängen bestätigen kann.“ (Federmair 2009: 321)

Gerade der Anfang des Absatzes ist charakteristisch für die Thematik dieses Kapitels, drückt er doch das unpersönliche Verfangensein des „Ichs“ in den mit ihm geschehenen Dingen aus, in dem Sinne, dass es eben nicht aktiv etwas tut, sondern „Es“ in ihm arbeitet. Das „Ich“ ist also vielmehr Teil eines Prozesses, der weder einen Täter kennt, noch von irgendwem oder irgendetwas beeinflusst werden kann. So besitzt dieser Prozess in etwa denselben Status wie beispielsweise die Konstruktion „Es regnet“, obwohl sich ein

psychologisches bzw. zu einer Handlung fähiges Subjekt in ihm befindet. Dies hat nun zur Wirkung, dass damit eine völlig ungewohnte Vorstellung des Sehens und Wahrnehmens dargestellt wird, was auch im restlichen Teil des Absatzes inhaltlich weiter ausgeführt wird. So geht es gerade nicht um die Wahrnehmung von Dingen, von Formen und Mustern, sondern um Bewegungen, die ineinander und auf das „Ich“ übergehen. Dies geschieht zudem innerhalb des „Ichs“ („es beginnt bei mir nicht mit den Dingen“). Dadurch scheint es so, als sei der Weg vom Betrachten der Dinge hin zum Wahrnehmen und Fühlen derer Wirkung überflüssig. Denn durch die Verbundenheit von allem, treten auch die Dinge von selbst mit dem „Ich“ in Verbindung, wodurch ihre Formen und Muster für das Wahrnehmen nutzlos werden. Dies lässt sich an dieser Stelle entsprechend mit einer Feststellung Gerhard Melzers in Bezug auf eine sehr ähnliche Thematik verbinden:

„Diese Art des Sehens entspricht einem Bewusstsein, das keine Trennung kennt zwischen subjektiven Denkprozessen und der äußeren Welt der Erscheinungen; das Gesehene wird nicht von außen betrachtet, sondern unmittelbar in die Erfahrung hineingenommen. Es kommt zu einer Verschmelzung von Sehen und Fühlen, zu einer „Identifikation des Individuums mit den Dingen und den Handlungen anderer Menschen“, wie sie unserem aufgeklärten Weltverständnis durchaus fremd sind.“ (Melzer 1998: 147 f.)

Davon handelt schließlich auch diese Arbeit im Wesentlichen – von einem Stil, bei welchem sich keine „strikte Abgrenzung von Subjekt und Objekt“ (Melzer 1998: 148) ergibt, was sowohl durch ihre unkonventionelle Verwendung als auch durch die Mehrdeutigkeit ihrer grammatischen Zuordnung bzw. Benennung geschieht.

Anhand des folgenden Absatzes sollen nun weitere Aspekte bezüglich der hier behandelnden Thematik aufgezeigt werden.

Statt „mögen“ sag „(mir) lieb sein“: „Die Spatzen sind mir lieb“ (A. 919. S. 179)

Bei diesem Absatz zeigt sich sehr deutlich die Hinwendung von einer persönlichen zu einer unpersönlichen Konstruktion. Der Dichter gibt hier sogar die Anweisung bzw. macht den Vorschlag, eine aktiv wirkende Aussage, nämlich „ich mag Spatzen“, durch eine passivische bzw. patiensartige Aussage, nämlich „die Spatzen sind mir lieb“, zu ersetzen. Damit beschreibt er eine unkonventionelle Sprachverwendung hier theoretisch,

die an vielen anderen Stellen in ähnlicher Weise, doch ohne direkte Aufforderung zur Änderung, zu finden ist. Diesen Absatz explizit betreffend, wirkt die Änderung für den Sachverhalt der Aussage doch sehr schlüssig. Sagt man nämlich „ich mag“, so wirkt es doch durch das mit dem Nominativ markierte Subjekt „ich“ so, als würde das „Ich“ dieses „mögen“ aktiv tun, als hätte es darauf irgendeinen Einfluss. Das Subjekt „Ich“ wird folglich als Agens verstanden, als Täter einer Handlung. Eigentlich ist es doch aber so, dass dieses „mögen“ einfach geschieht, dass niemand darauf Einfluss nehmen kann, am wenigsten der Mögende selbst. Wenn also das „Ich“ nun mit dem Dativ markiert wird, so wird genau diese Passivität – oder vielmehr Einflusslosigkeit – gegenüber dem Geschehen ausgedrückt. Das „Ich“ empfindet zwar etwas, „es mag“, doch geht dieses Gefühl ja vielmehr auf das „Ich“ über – das „Ich“ ist folglich von diesem Gefühl betroffen, ohne etwas dagegen tun zu können. Am ehesten sind es noch die Spatzen selbst, die etwas daran ändern oder dafür können. Denn in ihrem Dasein und Agieren entsteht erst die Tatsache, dass sie vom „Ich“ gemocht werden. Stehen „Die Spatzen“ also im Nominativ, wird die Aufmerksamkeit vielmehr darauf gelenkt, dass sie diejenigen sind, die dieses Gefühl des Mögens auslösen. Sie sind also diejenigen, die am ehesten etwas tun, damit die Tatsache entstehen kann „Die Spatzen sind mir lieb“. Somit sind die konventionellen Rollen von Agens und Patiens, von Subjekt und Objekt erneut vertauscht, ohne jedoch eine Passivkonstruktion entstehen zu lassen, wodurch diese Konstruktion zu einem Beispiel für ästhetische Ergativität wird. Man könnte glauben, dieselbe Wirkung sei ebenfalls mit einer Passivkonstruktion wie „Die Spatzen werden von mir gemocht“ zu erreichen, doch würden dabei nur die Blickwinkel vertauscht, das aktive Mögen wäre dabei jedoch immer noch auf Seiten des „Ichs“. Denn Tiefenstrukturell besteht bei einer Passivkonstruktion schließlich weiterhin die Kasuszuweisung der aktiven Konstruktion.

Sooft etwas, ein Ding, ein Mensch, ein Sachverhalt, sich mir zeigt, in mir wird (entsteht), dann fängt es, ohne mein Zutun, wie von selbst in mir zu erzählen an; und erzählt wird wem? Ich weiß es nicht (A. 1925. S. 260)

Auch bei diesem Absatz umgeht Handke die aktivische Verwendung des „Ichs“. So ist es nicht das „Ich“, welches Dinge oder Menschen sieht, sondern diese „zeigen“ sich „ihm“. Somit wird der Fokus wieder auf das Gegenüber des Schreibenden „Ichs“ gelegt, was zur Folge hat, dass die Perspektive unpersönlicher wird. In dem Sinne, dass es wohl nicht darum geht, was der Schreibende aktiv sieht, sondern vielmehr darum, was ohne

seinen Einfluss um ihn herum passiert, was sich „ihm zeigt“, und dass dies stets denselben Stellenwert hat wie das „Ich“ selbst. Dies erinnert hier außerdem an die weiter oben bearbeitete Textstelle „Das Ich ist immer das mögliche Du. Hat es zu sein [...]“.

Im weiteren Verlauf der Textstelle wird der Fokus dann jedoch tiefer auf das „Ich“ gelegt als gewöhnlich, wenn es auch in diesem Fall passiv erscheint. Denn es ist nicht das „Ich“, das durch die Wirkung der sich ihm gezeigten Bilder etwas tut. Im Gegenteil, es fängt von selbst an, in ihm zu erzählen. Durch den Zusatz „ohne mein Zutun“ betont der Erzähler wiederholt den Umstand, dass er aktiv nichts mit dem „Erzählen“ zu tun hat. Er entfernt sich somit ausdrücklich von seinem Inneren bzw. davon, was in seinem Inneren geschieht.

Obwohl nicht eindeutig ist, ob das „es“ in „es fängt in mir zu erzählen an“ im Sinne von Helbig als „Prowort“ oder als „formales Subjekt“<sup>80</sup> zu verstehen ist, und somit auch nicht feststeht, ob ihm ein Kasus – in diesem Fall der Nominativ – zugeteilt werden kann, wirkt es so, als wäre es ein agierendes, aktives Subjekt, eben ein Agens – ohne sich dabei jedoch auf etwas Greifbares zu beziehen. Ganz im Gegensatz zu dem „es“ in „es regnet“, da in diesem Fall, unserem Weltverständnis entsprechend, wirklich nichts getan wird und dieses „es“ somit eindeutig ein „formales Subjekt“ ohne „Kasuswert“ darstellt.<sup>81</sup> In dieser Konstruktion aber wirkt das „es“ vermenschlicht bzw. wie eine höhere Instanz, da die inhaltliche Umgebung, in der es vorkommt, normalerweise von einem belebten Subjekt ausgefüllt wird. In einem Satz wie „es regnet“ ist das „es“ obligatorisch, im Gegensatz zur hier untersuchten Konstruktion. Damit soll wohl wieder darauf hingewiesen werden, dass die Perspektive unserer Sprache oft vermittelt, alles, was man tue, unterliege der eigenen Entscheidung, alles was geschehe, habe einen Täter. Durch die hier verwendeten Kasuszuweisungen entsteht jedoch ein anderer Eindruck. Es wirkt vielmehr so, als sei vieles nur ein Vorgang, der einfach erfolgt und von welchem jedes „Ich“ ein Teil ist bzw. den jedes „Ich“ auch in sich trägt, hier ausgedrückt durch das „es“, das zu erzählen anfängt.

Ein weiterer Absatz scheint diese Überlegungen zu unterstreichen:

»Immer noch bin ich so kindisch, zu glauben, dass ich aufschau und  
es plötzlich sehe, für immer.« – »Was?« – »Es.« (A. 1074. S. 204)

---

<sup>80</sup> Helbig, Gerhard (1999): S. 88 ff.

<sup>81</sup> Helbig, Gerhard (1999): S. 90.



Noch deutlicher wird hier von dem „Es“ als einer höheren Instanz ausgegangen, als etwas, das in irgendeiner Weise fassbar bzw. sichtbar ist. Es wirkt zudem wie ein spielerischer Umgang mit dem Wort „es“. Schließlich ist die Antwort „Es“ schon in der ersten Aussage enthalten, wird jedoch von dem Fragenden bloß als ein Füllwort im konventionellen Sinne verstanden, welches auf etwas anderes verweist bzw. für etwas anderes steht. Deswegen auch die Frage „Was?“. Doch es geht genau um dieses „Es“, welches bloß sich selbst bedeutet und dem Glauben des Sprechers nach eine Form bekommen könnte – in dem Sinne, dass das „Es“ seine „semantische Leere“, wie sie Lefevre in seinem Artikel „Was darf „es“ sein?“ beschreibt, verliert und somit einen eigenen Gehalt bekommt.<sup>82</sup>

Auch im folgenden Absatz wird diese Thematik wieder aufgegriffen:

Manchmal, in der Begeisterung, Aufregung, bin, bleibe *ich* es, der im Inneren jemandem, *dir*, erzählt; in der Ruhe jener Müdigkeit aber, jenseits der Begeisterung erzählt ES, und wem? mir selbst; *es erzählt sich mir* (A. 1931. S. 379)

Diese Textpassage wirkt wie eine Art Weiterführung der zuletzt besprochenen, geht es doch auch hier um das „ES“, welches im Inneren des Erzählers schreibt. Es wird jedoch nicht dieses „ES“ thematisiert, sondern auch der Unterschied der Zustände, in denen entweder der Erzähler selbst, oder aber das „ES“ in ihm erzählt. Einerseits ist das Erzählte dabei an eine außenstehende Person gerichtet, „*dir*“, andererseits erzählt das „ES“ selbst – sich selbst? – dem „Ich“. Die beiden beschriebenen Zustände der „Begeisterung“ einerseits und der „Ruhe jener Müdigkeit“ andererseits stehen demnach für einen aktiven und einen passiven Teil des Ichs. Ist der Erzähler also begeistert bzw. aufgeregt, so ist er lebendig, hat einen Antrieb und ist somit aktiv. Deswegen ist das „Ich“ in diesem Zustand auch aktiv markiert. Es ist Subjekt und steht im Nominativ: „Ich erzähle...“. Ist der Dichter jedoch in einem Zustand der Müdigkeit, so ist er ruhig, inaktiv, und alles was in ihm geschieht, erfolgt (wie) von selbst. Folglich ist das „Ich“ in diesem Fall Patiens. Es wird passiv davon berührt, was in ihm selbst passiert. In diesem Fall erzählt „ES“, welches an dieser Stelle des Absatzes wohl aus dem Grund groß geschrieben wurde, um es von dem „es“ in der Rolle eines „formalen Subjekts“ abzugren-

---

<sup>82</sup> Lefevre, Michel (2006): Was darf „es“ sein? Überlegungen zur semantischen "Leere" des Pronomen es. In: Text und Sinn. Studien zur Textsyntax und Deixis im Deutschen und Französischen: Festschrift für Marcel Vuillaume zum 60. Geburtstag. Hrsg. von: Jean-Francois Marillier, Martine Dalmas und Irntraut Behr. Tübingen. S. 72 f.

zen, welche keinen Kasuswert besitzt.<sup>83</sup> Dadurch, dass es „sich selbst erzählt“, hat es nicht mehr diesen „formalen“ Charakter wie in „es regnet“. Man könnte auch sagen, „Das Es erzählt sich mir“. Da das „Es“ in diesem Fall auch mit einem Dativobjekt verbunden wäre, würde es zu einem Subjekt im Nominativ und bekäme somit die Rolle eines Agens zugewiesen. Somit müsste das „ES“ für eine höhere Instanz o.Ä. – im Sinne eines Täters – stehen, die etwas in einem bewirkt. Denn anders als bei dem „es“ in „es regnet“, könnte man in diesem Fall fragen: „Wer oder was erzählt sich mir?“ – das Es. Folglich werden in dieser Konstruktion die bestehenden Vorstellungen von Subjekt und Objekt durcheinander gebracht, wird das „ES“ schließlich mit einem Kasus markiert, ohne jedoch zu vermitteln, auf wen oder was sich das „ES“ bezieht bzw. was das „ES“ ist. Dadurch entsteht eine Leerstelle, die den Leser auffordert, über den Sinn und die Rolle dieses Wortes nachzudenken, was wiederum eine Überlegung über die Sprache an sich, ihre Anwendung und Eingrenzung in eine Grammatik zur Folge haben könnte.

Der letzte Absatz, der im Zuge dieser Kategorie besprochen wird, ist aus mehreren Gründen besonders. So ist er der letzte Absatz der Kategorie 3 sowie der vorletzte Absatz des Textes insgesamt und stellt somit nicht nur den Abschluss dieser Kategorie, sondern auch den Abschluss von *Gestern unterwegs* dar. Außerdem vereint er in sich beide Formen der Kategorie 3 und enthält demnach jeweils ein handelndes bzw. empfindendes Subjekt im Akkusativ und im Dativ.

Die Leiter (aus Holz) sah ich gerade als das Sinn- und Sinnenbild des Aus-mir-heraussteigen-Sollens, auch -Könnens; und ich zählte die Sprossen; und ich zählte mich an Hand der Sprossen aus mir heraus (A. 3065. S. 551)

Zudem gibt es ein Subjekt „ich“, welches mit dem Nominativ markiert ist. Auffällig ist hier nun vor allem, dass sich alle drei Personalpronomen, „ich“, „mich“ und „mir“, auf die selbe Person beziehen, nämlich auf den Schreiber bzw. Erzähler selbst. Es scheint eine Art Aufgliederung des Ichs zu geschehen, welche das Ich selbst bewerkstelligt, indem es sich selbst verlässt. Und so wie Federmair davon spricht, der Dichter versuche, „ganz im Es aufzugehen: im Es der Außenwelt einerseits, dem der Sprache andererseits“, <sup>84</sup> so könnte diese Textstelle nun dahingehend gedeutet werden, dass es dem Au-

---

<sup>83</sup> Helbig, Gerhard (1999): S. 90.

<sup>84</sup> Federmair, Leopold (2009). Formen der Konjunktion. Zum Verhältnis von Chronik und Epos bei Peter Handke. In: Peter Handke. Freiheit des Schreibens, Ordnung der Schrift. P. Zsolnay. Wien. S. 321 f.

tor nicht gelingt, gleichzeitig Erzähler und Protagonist seines Textes zu sein. Denn da es sich um Reiseaufzeichnungen handelt, meint Handke mit „Ich“ aller Wahrscheinlichkeit nach immer sich selbst. Und da nun an vielen Stellen der Konflikt zwischen Fremde und Heimat, zwischen Wandern und Ankommen thematisiert wird, scheint es keine andere Möglichkeit für das Schreibende und zugleich sich beschreibende Ich zu geben, als sich selbst zu verlassen und, wie im letzten Absatz, der dementsprechend im auktorialen Erzählstil verfasst ist, beides getrennt voneinander zu sein – Erzähler und Protagonist. Denn während „er“ als Protagonist in der Heimat der Außenwelt ankommt, scheint der Erzähler nun über allem schwebend in der Betrachtung und Beschreibung der Dinge angekommen zu sein. Bekanntermaßen ging es schließlich stets um diesen Konflikt zwischen innen und außen, zwischen Ich-Sein von innen heraus oder zum Ich gemacht werden durch die Formen, Bilder und Muster von außen. So kann der Erzähler weiter Wandern, sehen und beschreiben, für den Protagonisten aber gibt es ein physisches, örtliches Ankommen. So erlebt er zwar noch einmal Ängste, die mit seiner Heimat und Kindheit verbunden sind, was an Passagen aus dem letzten Absatz, wie „Der Todeschweiß brach ihm aus, während der Nacht zusammengekrümmt in einem fremden Kinderbett“ oder „[...] und war das nicht schon in der Kindheit so?“ (A. 3066. S. 551), ersichtlich ist. Am Ende jedoch findet er seinen Platz in der Außen- und Innenwelt, in der erzählten und der wirklichen Welt. Dieses Verschmelzen zu einer Welt wird durch die auktoriale Erzählform einerseits und die Datumsanzeige andererseits erreicht. So heißt es im letzten Abschnitt des letzten zweiseitigen Absatzes:

Im leeren Haus ein Brief mit den Worten der Liebe, und er wusste auf einmal, wohin mit der Lavendelblüte in seiner Hand (28. Juni – 16. Juli 1990) (A. 3066. S. 553)

## **10 Ästhetische Ergativität als funktionelle Variante des (stil.) Passivs**

Bei einigen der analysierten Konstruktionen wurde auch ihre Nähe zu einer entsprechenden Passivform erwähnt bzw. aufgezeigt, weshalb es sich nicht um eine solche handelt. Gerade in der zuletzt besprochenen Kategorie, in der die unkonventionelle Anwendung von Agens und Patiens erläutert wird, spielen Passivformen und Konstituenten-transformationen im Zusammenhang mit der ästhetischen Ergativität eine Rolle. Denn im Zuge der Darstellung von grammatischer Ergativität dienen Passivkonstruktionen

meist zur vereinfachten Erklärung dieser anhand einer Akkusativsprache.<sup>85</sup>

Laut Primus werden außerdem ergative Verben als passivische betrachtet, da diese ihrem externen Argument keine Agensrolle und ihrem internen Argument keinen Akkusativ zuweisen können. Die passivische Eigenschaft wird also als Grund dafür angeführt, weshalb „ergative“ Verben, im Gegensatz zu „unergativen“ Verben, nicht passiviert werden können. Weiter heißt es: „das Subjekt ‚ergativer‘ Verben ist kein Agens, sondern eher Patiens bzw. Thema“ (Primus 2002: 24).

Die Analyse der Konstruktionen in dieser Arbeit hat in diesem Zusammenhang ergeben, dass sehr häufig ein patiensartiges Auftreten des Handlungsträgers zu finden ist, bzw. unbelebte objekthafte Substantive dementsprechend die Rolle des Agens übernehmen. Dadurch entsteht an einigen Stellen eine Doppel- bzw. Uneindeutigkeit, was wiederum dazu führt, dass ebenfalls kein Passiv gebildet werden könnte, ohne sich vorher auf eine Bedeutung festzulegen.

Es soll nun noch einmal betont werden, dass diese hier dargestellte ästhetische Ergativität lediglich eine stilistische Verbindung zu Überlegungen bzgl. „ergativer“ Verben aufrecht erhält, deren grammatische Existenz jedoch keinesfalls dadurch bestätigt werden soll. Im Zuge dieser „Nähe“ von Ergativität und Passivität soll nun herausgearbeitet werden, ob die ästhetische Ergativität als eine Variante des stilistischen Passivs angesehen werden kann. Dabei geht es um Aktivkonstruktionen, die wie eine absichtliche Umgehung des Passivs wirken und deswegen auffällig sind, da sie laut Köller die einzige „spezifische Perspektivierungsleistung“ darstellen, die dem Aktiv ausschließlich „in einer bestimmten Denkkonstellation“ zugeordnet werden können.<sup>86</sup>

Im Folgenden soll nun der Versuch Köllers dargestellt werden, unter verschiedenen Betrachtungsweisen zu untersuchen, „ob sich das Funktionspotential anderer Sprachformen mit denen der Passivformen überschneidet und ob diese deshalb als funktionelle Variante des Passivs angesehen werden könnten“ (Köller 2004: 462). Dies soll dabei stets im Hinblick auf die hier analysierten Konstruktionen geschehen und folglich darstellen, ob die ästhetische Ergativität als eine funktionelle Variante des stilistischen Passivs angesehen werden kann.

Die erste Betrachtungsweise erfolgt unter einer Kategorie, die Köller mit dem Titel „Tun und Leiden“ benennt. Diese berührt auch einige in den ersten Kapiteln dieser Arbeit besprochene Aspekte – nun jedoch in spezifischerer Weise. Im heutigen grammatischen Denken haben sich die ursprünglichen Einordnungen erhalten, die Aktivform als

---

<sup>85</sup> Primus, Beatrice (2002): S. 15 f.

<sup>86</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 461.

„Tätigkeitsform“ und die Passivform als „Leideform“ zu betrachten. Nach Köller ist dieses Erklärungsmuster für „transitive Handlungsverben, die auf der Subjektposition eine konturierte Agensgröße benötigen“ (Köller 2004: 463), dann relativ einleuchtend, wenn diese Verben, wie z.B. „schlagen“, eine gewisse Aggressivität aufweisen. Diejenigen „transitiven Handlungsverben“ jedoch, die keinerlei „Aggressivität“ verkörpern, wie z.B. „(lieben, grüssen, heilen)“, und diejenigen „intransitiven Vorgangs- und Zustandsverben, die keine direkte Passivform bilden können (*tanzen, sprechen, brennen*)“, lassen sich nicht mit dieser Art der Erklärung beschreiben. Man kann nun zudem weder bei den Aktivformen immer von einem tätigen Subjekt, noch bei den Passivformen von einem „Untätigsein“ ausgehen, was laut Köller zum Beispiel an dem Satz „Die Sonne scheint“ ersichtlich ist. Er betont außerdem, was auch schon am Beginn dieser Arbeit thematisiert wird, dass die Interpretation von Prozessen in unserer Sprache meistens anhand eines „Agens-Actio-Schemas“ erfolge. Als Beispiel dafür nennt er einerseits Sätze, die eine gewisse Metaphorik enthalten: „Der Wind weht“ und „Die Quelle murmelt“, andererseits auch solche, bei denen dem Subjekt „kontrafaktisch“ die Rolle des Agens zugeschrieben wird: „Der Schnee schmilzt“ oder „Die Menschen frieren“.<sup>87</sup> Die daraus resultierende Wirkung beschreibt Köller einleuchtend, indem er sagt:

„Prototypensemantisch gedacht hat dieses ontologische Ordnungskonzept zur Folge, dass für unser Sprachgefühl bzw. unser Sprachbewusstsein das typische Subjekt Agens ist und das typische Prädikat ein transitives Handlungsverb, das direkt mit dem Objekt verknüpft ist. Das bedeutet, dass unsere prototypischen Prozessvorstellungen so strukturiert sind, dass ein Geschehen von einem Subjekt als Handlungsträger zentrifugal auf ein Objekt als Geschehensziel zuläuft.“ (Köller 2004: 464)

Handke dreht mit einigen seiner hier besprochenen Konstruktionen genau dieses Verhältnis um, indem er das handelnde Subjekt nicht als ein Agens, sondern als ein Patiens darstellt und dementsprechend ein unbelebtes Objekt als Agens fungiert, welches auf ein „Geschehensziel zuläuft“. Denn wenn es beispielsweise heißt: „Die Spatzen sind mir lieb“, so wäre im oben beschriebenen, konventionellen Sinne das „mir“ tiefenstrukturell ein Agens von dem aus „ein Geschehen“, nämlich „das mögen“, auf ein „Geschehensziel“, „die Spatzen“, zuläuft. Die Konstruktion wirkt also auf den ersten Blick passivisch, da der Fokus auf den Spatzen liegt, die „gemocht/geliebt“ werden. Doch wird in

<sup>87</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 463 ff.

diesem Absatz noch zusätzlich auf den Unterschied hingewiesen, der zwischen „Ich mag die Spatzen“ und „Die Spatzen sind mir lieb“ besteht. Ein weiteres Zitat Köllers verdeutlicht diesen Unterschied:

„Auch in stark handlungsorientierten Kulturen muss man sich die Frage stellen, ob Verben wie *frieren*, *leiden*, *ersticken* im aktivischen Gebrauch überhaupt sinnvoll mit dem Tätigkeitsbegriff in Verbindung gebracht werden können, da die jeweilige Subjektgröße beim Gebrauch solcher Verben keine Instanz darstellt, die intentional handelt oder etwas kausal bewirkt. Sie muss ontologisch wohl eher als eine Instanz betrachtet werden, die etwas erleidet.“ (Köller 2004: 465)

Entsprechend reihen sich die Verben „mögen“ oder „lieben“ als solche ein, die eher ein „Erleiden“ darstellen. Denn wie in diesem Zitat beschrieben, führt ein liebendes bzw. mögendes Subjekt keine Handlung aus, sondern befindet sich vielmehr in einem passiven Zustand diesem Gefühl des Mögens gegenüber. Somit drückt der Satz „Die Spatzen sind mir lieb“ vielmehr diesen passiven Zustand aus, ohne jedoch eine wirkliche Passivkonstruktion zu sein, die schließlich nur den Blickwinkel umkehren würde. Das „mögen“ würde jedoch weiterhin eine aktive Tätigkeit darstellen. Passend dazu behauptet Köller im Bezug auf die „Valenzveränderung“, dass bedacht werden müsse, „ob Sätze im Vorgangspassiv und im Zustandspassiv überhaupt auf den denselben ontischen Tatbestand Bezug nehmen, der aspektuell nur jeweils anders objektiviert wird“ (Köller 2004: 466). Der Satz „Die Spatzen sind mir lieb“ stellt zwar ebenfalls kein Zustandspassiv dar, müsste er doch in diesem Fall heißen: „Die Spatzen sind (mir) geliebt./ Die Spatzen sind gemocht.“ Doch schafft der Originalsatz eine ähnliche Wirkung – die Vermittlung eines Zustandes ohne Handlung – und stellt dabei eben nicht mehr eine „perspektivisch unterschiedliche Objektivierung desselben Tatbestandes dar“ (Köller 2004: 466), wie es die Sätze im Aktiv und Vorgangspassiv tun würden. Die Annahme Köllers, „Sätze im Zustandspassiv müssten als Objektivierungen eines damit verwandten Tatbestandes verstanden werden“ (Köller 2004: 466), wird dadurch bestätigt. Handke postuliert also durch die Aussage „statt mögen sag, (mir) lieb sein“ direkt ein Umgehen von Verben, die „nicht sinnvoll mit dem Tätigkeitsbegriff in Verbindung gebracht werden können“, und zeigt gleichzeitig eine Alternative auf, die den Umstand in einer wahrheitsgetreueren Weise darstellt. Weiters wird bei denjenigen bildhaften Konstruktionen, die keine Prädikate enthalten, der Blickwinkel wie beim Passiv auf den Prozess bzw. den Zustand des Beschriebenen gelegt. Es stellt sich folglich auch nicht

die Frage, wer oder was der Täter ist – das „Agens-Actio-Schema“ wird somit umgangen.

Ästhetische Ergativität verändert also entweder – wie das Passiv – die Perspektive und lenkt den Blickwinkel auf das Geschehen an sich oder sie dient als Alternative zu einer kontrafaktischen Verwendungsweise bestimmter Verben und kann dadurch zu einem unkonventionellen Gebrauch von Subjekt und Objekt führen. Man kann ästhetische Ergativität folglich durchaus als eine Variante des stilistischen Passivs betrachten.

Des Weiteren bespricht Köller diese Thematik noch im Bezug auf „Pragmatische Analyseansätze“ und „die passivische Objektivierungsperspektive“. Dabei geht es erneut darum, dass bei einer Passivkonstruktion der Fokus auf das Ergebnis eines Geschehens gelegt werde und somit die Möglichkeit einer „täterabgewandten“ Darstellung gegeben sei. Folglich könne man die Ausbildung des Passivs „als eine Alternative zum Agens-Actio-Schema“ betrachten, wodurch unsere gewohnten „Wahrnehmungs- und Verstehensgewohnheiten“ umperspektiviert werden könnten. Dementsprechend bestünde nun eine „Äquivalenzrelation“ zwischen einer Passivform und einer solchen, die auf anderem Wege ebenfalls einen passivischen Blickwinkel ausdrücke. Diese sprachlichen Formen lassen sich laut Köller als „stilistische Varianten des Passivs“ beschreiben.<sup>88</sup>

Diese „Äquivalenzrelation“ zum Passiv kann hier auch einigen der ästhetisch ergativen Konstruktionen zugeschrieben werden, weisen diese doch, wie bereits erläutert, sehr ähnliche Wirkungen auf die Wahrnehmung bzw. die Perspektivierung der dargestellten Sachverhalte auf, die auch bei passivischen Konstruktionen zu finden sind.

Des Weiteren beschreibt Köller unter dem Aspekt der „Reliefbildung“, wie Genusformen im Allgemeinen Einfluss auf „unsere Blickrichtungen beim Aufbau und bei der Wahrnehmung von Gesamtvorstellungen“ (Köller 2004: 471) nehmen. Dabei geht es vor allem darum, dass unsere „Vorstellungsszenen“ jeweils anders strukturiert sind, je nachdem, in welcher Reihenfolge sich „Einzelvorstellungen“ bei uns einstellen. Passivsätze lösen dementsprechend eine ganz andere Grundvorstellung aus als Aktivsätze.

Dies erklärt Köller anhand einer „topologisch, chronologisch und psychologisch“ orientierten Variante des „Thema-Rhema-Konzepts“, welches „die zuerst geäußerte Einheit eines Satzes, sei es nun ein Subjekt, Objekt oder ein Adverbial zum Thema und den Rest des Satzes zum Rhema“ (Köller 2004: 427) erklärt. In diesem Sinne werde durch die „Thema-Position“ eine „Anfangsvorstellung“ gegeben, durch die eine Erwartung entstehe, welche wiederum von der „Rhema-Position“ mittels neuer Informationen ge-

---

<sup>88</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 468 ff.

stillt werde.<sup>89</sup> Wendet man dieses Konzept nun auf die Infinitivkonstruktionen an, so sind zwei Dinge zu erkennen. Erstens wird die Rhema-Position bei einer Konstruktion wie „Den Geist gliedern mithilfe der Form“ nicht zur Gänze erfüllt, da die Frage nach dem „Wer“ nicht beantwortet wird. Dies ist vor allem deswegen der Fall, da auch nicht ersichtlich ist, ob es sich bei dieser Konstruktion um eine Instruktion handelt, in der nur das „Handlungsergebnis“, nicht aber der „Handlungsträger“ von Bedeutung wäre.<sup>90</sup> Es eröffnet sich also, wie schon im dazugehörigen Kapitel besprochen, eine Leerstelle, die vom Leser selbst ergänzt werden muss. Zweitens lässt sich die Konstruktion auch als eine Variante des stilistischen Passivs verstehen. Denn sie ist wie ein Passivsatz „resultativ orientiert“ und hat eine „täterabgewandte Perspektivierungsfunktion“, die ebenfalls dazu verwendet werden kann, eine bestimmte Information zu verbergen.<sup>91</sup> Genauso scheint es auch bei dieser Art der Infinitivkonstruktionen Absicht zu sein, dem Leser den „Täter“ der Handlung zu verschweigen, damit eine Uneindeutigkeit geschaffen ist, die es dem Leser verbietet, die Textstelle passiv zu verarbeiten.

## 11 Schlussbetrachtung

Vor allem mit Blick auf den letzten Teil von *Gestern unterwegs* lässt sich feststellen, dass der Text durchaus auch einen narrativen Aspekt enthält, zumindest in dem Sinne, dass Themen immer wieder aufgegriffen werden und somit den Leser durch den gesamten Text bzw. den Dichter durch die gesamte Wanderschaft begleiten. Das Reisen zeigt sich dabei einerseits als eine Suche nach der Heimat in der Innen- und Außenwelt, andererseits jedoch auch als ein Streben nach neuen Eindrücken, ein Verlangen, Unbekanntes zu entdecken und zu beschreiben. Dabei schwingt meist einerseits der Wunsch mit, in diesem Reisen selbst anzukommen und somit darin zuhause zu sein, andererseits jedoch auch die Angst des „Bildverlustes“, die Angst, die Dinge nur noch als Wiederholung, abgestumpft sehen zu können und nicht mehr mit den Augen eines die Welt neu entdeckenden Kindes.

Genau das wird hier durch ästhetische Ergativität ausgedrückt. Subjekt und Objekt werden nicht derart getrennt verwendet, wie es die traditionelle Grammatik vorgibt. So wie in den Konstruktionen die unbelebten, doch „handelnden“ Objekte mit dem Nominativ-Kasus markiert sind, so zeigen sich die menschlichen, empfindenden und gewöhnlich

---

<sup>89</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 471 f.

<sup>90</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 472.

<sup>91</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 472.



handelnden Subjekte meist als grammatische Objekte im Akkusativ- oder Dativ-Kasus. Somit ist eine Trennung der grammatischen Größen Subjekt und Objekt nicht mehr eindeutig, entsprechen sie doch durch ihren ungewöhnlichen Gebrauch nicht mehr zur Gänze ihren innerhalb der traditionellen Grammatik beschriebenen Funktionen. Durch die ästhetische Ergativität sollen sie doch vielmehr, wie auch die Innen- und Außenwelt des Erzählers, miteinander verschmelzen, als voneinander getrennt werden. Die ästhetische Ergativität ist demnach ein Stilmittel dafür, dies auch auf formaler Ebene auszudrücken. So gehen Subjekt und Objekt ineinander auf, wie am Ende der Aufzeichnung Erzähler und Protagonist – man könnte sogar sagen, Bezeichnender und Bezeichneter. Das unbelebte Objekt steht jedoch auch deswegen oft im Nominativ, da „sein Recht“ anerkannt und somit „die Subjektivität in Wahrnehmung und Darstellung“ zugunsten der realen Dinge zurückgedrängt werden sollte (Melzer 1998: 154). Somit steht das psychologische Subjekt auch häufig in einem zweitrangigen Kasus – oder es gibt kein Prädikat und somit keinen (Kasus-) Rang. Demnach sind Subjekt und Objekt gleichgestellt – das Ich und seine Umgebung sind gleichgestellt. Somit scheinen die Konstruktionen der dritten Kategorie in sich diejenigen thematischen Aspekte zu bündeln, die die Konstruktionen der ersten beiden Kategorien getrennt voneinander verkörpern. So zeigen sich die prädikatlosen Konstruktionen als Darstellung der Außenwelt, während die Infinitivkonstruktionen auf die Innenwelt verweisen. Bei den Konstruktionen der dritten Kategorie werden diese beiden Ebenen schließlich miteinander in Verbindung gebracht, indem meist die Stellung des Ichs in Bezug auf diese beiden Ebenen thematisiert wird.

Außerdem lässt sich feststellen, dass die ästhetisch ergativischen Konstruktionen durchaus sowohl als eine Umsetzung Handkes direkter Sprachkritik zu sehen sind, als auch teilweise diejenigen Aspekte umgehen, die Köller im Bezug auf die traditionelle Grammatik als „kontrafaktisch“ bezeichnet hat. Wenn Köller beispielsweise behauptet, „dass die Ausbildung von Satzgliedern auf ein „spezifisches ontologisches Erkenntnisinteresse“ zurückzuführen sei, dessen syntaktische Anwendung „die Flexibilität von sprachlichen Sinnbildungsverfahren“ stark begrenze und somit wenig Möglichkeiten für intuitive Gedankenverknüpfungen gebe<sup>92</sup>, so wird durch das Weglassen eines Prädikats oder eines Subjekts genau das Gegenteil erreicht – die „Sinnbildungsverfahren“ werden umso flexibler. Mehr noch, der Leser hat nicht nur „viele Möglichkeiten für intuitive Gedankenverknüpfungen“, er ist sogar „gezwungen“, diese anzuwenden, um zu einer voll-

---

<sup>92</sup> Köller, Wilhelm (2004): S. 384.

ständigen Vorstellung zu gelangen. Ein „unbedachtes Annehmen“ wird somit verhindert. Dementsprechend erfüllt Handke auch selbst seine Forderung, die Literatur müsse alle bestehenden Weltbilder zerstören, denn er verwendet in *Gestern unterwegs* „Satzmuster, die sich von den vertrauten und natürlich wirkenden unterscheiden“ (Handke 1972: 201, zitiert nach Sergiooris 1979: 17 f.). Auch durch diejenigen ästhetisch ergativischen Konstruktionen, bei denen meist unbelebte Objekte die Rolle eines Agens und empfindende Subjekte die Rolle eines Patiens übernehmen, werden „sprachliche Automatismen“ bewusst gemacht und der Leser so zur Reflektion gezwungen, dass eben eine andere Sicht auf die Wirklichkeit eröffnet wird.

## **12 Zusammenfassung**

In dieser Arbeit werden sprachliche und stilistische Besonderheiten einiger Konstruktionen aus Handkes Aufzeichnungen *Gestern unterwegs* dargestellt und analysiert. Im Wesentlichen lassen sich diese Besonderheiten als eine unkonventionelle oder auch spielerische Verwendung von Subjekt und Objekt betrachten. Diese Phänomene werden hier auf Grund ihrer Nähe zur grammatischen Ergativität mit dem Terminus ästhetische Ergativität benannt. Diese ästhetische Ergativität drückt sich nun durch verschiedenartige Konstruktionen aus, die in dieser Arbeit in drei Hauptkategorien gegliedert werden, bei welchen jeweils unterschiedliche Wirkungsweisen herausgearbeitet werden. So lässt sich bei den prädikatlosen Konstruktionen einerseits feststellen, dass diese oft bildliche Beschreibungen enthalten, die auf die erzählte Außenwelt verweisen, während die Infinitivkonstruktionen auf die Innenwelt verweisen. Bei den Konstruktionen beider Kategorien zeigt sich zudem, dass sich durch das Fehlen einer Konstituente Leerstellen eröffnen und somit dem Leser ein automatisiertes Lesen verwehrt bleibt. Überdies haben beide Kategorien gemeinsam, dass ihnen Konstruktionen zugeordnet werden, denen eine Indexfunktion in dem Sinne zugesprochen werden kann, dass sie als sinngebend für nachstehende Absätze angesehen werden können. Dies wird anhand einer ausführlichen Analyse ausgewählter Konstruktionen aufgezeigt. Daneben drückt sich die ästhetische Ergativität in solchen Konstruktionen aus, bei welchen das handelnde bzw. empfindende Subjekt nicht, wie gewohnt, durch ein Agens, sondern durch ein Patiens ausgedrückt wird, welches entweder mit dem Akkusativ oder aber mit dem Dativ markiert ist. Innerhalb der Analyse der Konstruktionen dieser Kategorie zeigt sich zudem die Vertiefung einer bestimmten Thematik, welche am Ende des Textes ihren Höhepunkt findet. Dabei

wird im Wesentlichen das Ich in dem Sinne thematisiert, unter welchem Blickwinkel es wahrgenommen wird und wie es sich selbst und seine Umwelt wahrnimmt.

Des Weiteren werden im Zuge der ästhetischen Ergativität die Eigenschaften grammatischer Kategorien der traditionellen Grammatik beschrieben und ihre Wirkung auf die Wirklichkeitswahrnehmung dargestellt. Neben einer Kritik an dieser durch die Verwendung der besagten Grammatik entstehenden Wirklichkeitssicht, werden zudem Teile einer direkten Sprachkritik Handkes dargestellt. Dementsprechend zeigt sich, dass die ästhetische Ergativität ein Mittel darstellt, einerseits die kritischen Aspekte zu umgehen, andererseits direkte Forderungen Handkes an Literatur und Sprachverwendung im Allgemeinen zu erfüllen. Darüber hinaus stelle ich dar, dass ästhetische Ergativität als eine Variante des stilistischen Passivs angesehen werden kann.

### 13 Literaturverzeichnis

- Burger, Harald (2010): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 4., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Celle, Carsten (2003): Peter Handkes Poetik einer literarischen Phänomenologie. (am Beispiel seiner Journale, 1975-1982). In: *Euphorion* 97 (2003), H.1, S. 99-117.
- Cheang, Kiseang (1990): *Semantik der Deixis: eine organismische Analyse sprachlicher Deixis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Diedrichsen, Elke (2004): *Ergativität und Diskurs*. In: *Kriterium. Arbeiten zur Sprachtheorie und Kommunikationspraxis*. Hrsg. von: Prof. Dr. Frank Liedtke. Berlin: Lit.
- Dixon, R.M.W. (1994): *Ergativity*. Cambridge: University Press.
- Duden: *Das große Fremdwörterbuch* (2000). Herkunft und Bedeutung von Fremdwörtern. Hrsg. und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich: Dudenverlag.
- Eroms, Hans-Werner (2008). *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin: E. Schmidt.
- Federmaier, Leopold (2009): *Formen der Konjunktion. Zum Verhältnis von Chronik und Epos bei Peter Handke*. In: Peter Handke. *Freiheit des Schreibens, Ordnung der Schrift*. Wien: P. Zsolnay. S. 306-323.
- Grewendorf, Günther (1986): *Ergativität im Deutschen*. Kap. 1 und 2. Vorlesung WS 1986/87. Johann Wolfgang Goethe-Universität. Institut für Deutsche Sprache und Literatur II.
- Handke, Peter (2007): *Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990*. Salzburg und Wien: Suhrkamp.
- Handke, Peter (1972): Zu G.F. Jonke, ‚Geometrischer Heimatroman‘, In: *Bewohner des Elfenbeinturms*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 199-202.
- Helbig, Gerhard (1999): *Deutsche Grammatik: Grundfragen und Abriss*. 4., unveränd. Aufl. München: Iudicium Verlag.
- Huber, Alexander (2005): *Versuch einer Ankunft. Peter Handkes Ästhetik der Differenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Jude, Wilhelm K. (1963): *Deutsche Grammatik*. Braunschweig: Georg Westermann.
- Köller, Wilhelm (2004): *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Lefevre, Michel (2006): *Was darf es sein? Überlegungen zur semantischen "Leere" des Pronomen es*. In: *Text und Sinn. Studien zur Textsyntax und Deixis im Deutschen und Französischen: Festschrift für Marcel Vuillaume zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von: Jean-Francois Marillier, Martine Dalmas und Irmtraut Behr. Tübingen: Stauffenburg Verlag. S. 67-79.
- Melzer, Gerhard (1998): *Die verschwiegenen Engel. Aufsätze zur österreichischen Literatur*. Graz: Droschl.

- Möller, Georg (1968): *Praktische Stillehre. Maßstäbe für die Sachprosa Zweckbestimmte Ausdrucksformen Formulierungsansatz und Ausformulierung.* Leipzig: VEB Bibliographisches Institut Leipzig.
- Nietzsche, Friedrich (1973): *Werke in drei Bänden*, hrsg. v. K. Schlechta. München: Hanser.
- Pasch, Renate (2009): *Handbuch der deutschen Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfers (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikeln).* Berlin: Walter de Gruyter.
- Pears, David (1971): *Ludwig Wittgenstein.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Piitulainen, Maria-Lena (1980). *Zum Problem der Satzglieder in der deutschen Grammatik der Gegenwart.* Jyväskylä: Universität Jyväskylä (Reihe *Studia philologica Jyväskyläensia* 14).
- Preußner, Heinz-Peter (2009): *Die Wirklichkeit der Bilder. Peter Handkes leuchtender Alltag.* In: *Alltag als Genre.* Hrsg. von Hein-Peter Preußner und Anthonya Visser. Heidelberg: Winter.
- Primus, Beatrice (2002): *Ergativität im Deutschen? Das Deutsche im Rahmen der relationalen Typologie.* *Dogilmunhak.* 86. S. 13-36.
- Schneider, Wilhelm (1959): *Stilistische Deutsche Grammatik. Die Stilwerte der Wortarten, der Wortstellung und des Satzes.* Freiburg: Herder.
- Sergooris, Gunther (1979). *Peter Handke und die Sprache.* Bonn: Bouvier Verlag.
- Wegener, Heide (1985): *Ergativkonstruktionen im Deutschen.* In: Kürschner, W., Vogt, R. (Hrsg.): *Grammatik, Semantik, Textlinguistik. Akten des 19. linguistischen Kolloquiums Vechta.* Tübingen: Walter de Gruyter.
- Wittgenstein, Ludwig (1973): *Tractatus Logico-Philosophicus.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

## **14 Lebenslauf**

### **Persönliche Daten**

Geburt	20.05.1986 in Lörrach
Familienstand	ledig
Staatsangehörigkeit	deutsch

### **Ausbildung:**

1996-2002	Hans-Thoma-Gymnasium Lörrach
2002-2005	Ernährungswissenschaftliches Gymnasium Lörrach Abschluss: 22. Juni 2005
Seit 2006	Studium der Germanistik in Wien

### **Praktische Tätigkeiten:**

2002-2006	Ehernamtliche Tätigkeit als Gruppenleiterin für Kinder- und Jugendfreizeiten beim Förderkreis Ferienzentren e.V.
Juli 2006	Praktikum bei der Badischen Zeitung Lörrach
Seit 2008	Nachhilfelehrerin im Fach Deutsch
Seit 2009	Angestellt bei der Schülerhilfe Wien
Seit 2009	Angestellt bei der Stadthalle Wien
Juli 2010	Angestellt als Gruppenleiterin bei der „Wiener Jugend“

### **Fremdsprachkenntnisse:**

Englisch, Französisch, Schwedisch